

- 25 JAHRE DEUTSCHE EINHEIT
- UMWELT-ENZYKLIKA
- ZUZUG IN DER ODER-REGION
- REPORTAGE: SRI LANKA
- RELIGIONSLEHRKRÄFTE ALS BRÜCKENBAUER

1 VORWORT

Hermann Fränkert-Fechter

2 »DANKBAR FÜR DAS WUNDER DER FRIEDLICHEN REVOLUTION UND DER DEUTSCHEN EINHEIT«

Interview mit Wolfgang Thierse zum 25. Jahrestag

**7 KLAR ZUR WENDE –
»ÜBER DIE SORGE FÜR DAS GEMEINSAME HAUS«**
Zur Enzyklika »Laudato Si« von Papst Franziskus

Jacqueline und Martin Liebig

14 DIE APOKALYPSE – EIN BUCH AUS DER PERSPEKTIVE VON UNTEN
Ein Diskussionsbeitrag aus dem Treffpunkt Bibel(-werk)

Erwin Schleicher

**19 WIE DAS ERZBISTUM BERLIN IM NORDEN VON SRI LANKA
DIE HOFFNUNG AUF EINE BESSERE ZUKUNFT NÄHRT**

Vera Krause

24 »EIN BESONDERER SCHATZ FÜR JEDEN PASTORALEN RAUM«
Religionslehrer/innen an staatlichen Schulen als Brückenbauer

Alfred Herrmann

**28 »IN DEN GEMEINDEN DER ODER-GRENZREGION
ZIEHT NEUES LEBEN EIN«**

Maria Bexten berichtet vom Zuzug vieler polnischer Familien

32 TRITT EIN – DIE KIRCHE IST OFFEN

Die ehrenamtliche Mitarbeiterin Heidemarie Spangenberg erzählt von Ihren Eindrücken in Schwedt

35 »AUS DEM SCHMETTERLING WIRD EINE EIDECHSE«
Wie KESS-erziehen-Kurse international funktionieren

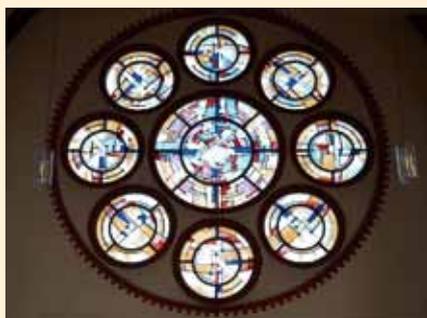
Christa Bustorf

37 PRÄVENTION – VERTIEFENDE FORTBILDUNGEN

38 REZENSION – LEBENDIGE KIRCHE IN NEUEN STRUKTUREN

39 »VORSORGE IM ALTER«

Der Caritasverband bietet Informationen für Senioren und Angehörige



Hermann Fränkert-Fechter

NEUE WEGE

Nach den Ferien kommen wir nach und nach in unseren Alltag zurück. Die Eindrücke einer schönen Zeit können uns neue Kraft geben für die anstehenden Aufgaben. Der temporäre Ausstieg hilft, manches zu relativieren und unsere Augen für neue Wege zu öffnen.

Im Erzbistum Berlin beginnen wir einen neuen Weg mit Erzbischof Dr. Heiner Koch. Wir freuen uns auf unseren neuen Erzbischof, der am 19. September 2015 in der St. Hedwigs-Kathedrale in sein Amt eingeführt wird. Als erfahrener Seelsorger und Bischof kommt er in eine Ortskirche, die sich in vielerlei Hinsicht auf einem Weg der Erneuerung befindet. Wir können gespannt sein, wie sein Blick von außen auf unsere Pastoral fällt und wie er die angefangenen Wege weiterführt. Der Wahlspruch von Erzbischof Heiner Koch lautet: »Freut euch allezeit! Der Herr ist nahe«. Das Wort aus dem Philipperbrief kann uns ermutigen, den Weg der Kirche von Berlin in Freude und mit Gottvertrauen gemeinsam mit ihm zu gehen.

Vor einem Vierteljahrhundert ist Deutschland das Wagnis eines neuen Weges eingegangen. Am 3. Oktober begehen wir den 25. Jahrestag der Deutschen Einheit. Eine sehr große Pilgergruppe fährt aus diesem Grund zu einer Dankwallfahrt nach Rom. Für diese Ausgabe der INFO haben wir ein Interview mit Wolfgang Thierse geführt. Der frühere Präsident des Deutschen Bundestages spricht vom Wunder der Jahre 1989 und 1990,

von Ereignissen, die »doch nicht das Ergebnis einer planbaren Politik« waren. Auch wenn der Alltag voller Probleme steckt, so sind es nicht mehr Probleme einer »Systemfeindschaft«, »sondern die Probleme eines einigen, im Übrigen höchst erfolgreichen demokratischen, reichen, freien Landes«. In dem Interview äußert sich Thierse auch zu Fragen des heutigen Verhältnisses von Kirche und Staat.

Papst Franziskus fordert uns in seiner Umwelt-Enzyklika »LAUDATO SI« eindringlich auf, die Schöpfung zu bewahren und auf ein Wachstum um jeden Preis zu verzichten. Er appelliert an die reichen Industrienationen, unseren Planeten nicht weiter auszuplündern und den Klimawandel zu stoppen. Die Enzyklika sieht einen engen Zusammenhang zwischen der Umweltzerstörung und der Armut vieler Menschen. Unsere Konsumorientierung und der westliche Lebensstil werden deutlich in Frage gestellt. Die Wege zu mehr Umweltbewusstsein sind bekannt, der Papst fordert uns auf, sie auch zu gehen.

Bereits die frühen Christen wurden Anhänger des neuen Weges (Apg. 19) genannt. Offensichtlich gehört der Aufbruch wesensmäßig zu unserem Christsein. In diesem Sinne wünsche ich viel Freude beim Lesen der neuen INFO.

Ihr

Hermann Fränkert-Fechter



Foto: Walter Wetzler

»DANKBAR FÜR DAS WUNDER DER FRIEDLICHEN REVOLUTION UND DER DEUTSCHEN EINHEIT«

INTERVIEW MIT WOLFGANG THIERSE ZUM 25. JAHRESTAG

Wolfgang Thierse ist im Wendejahr 1998 politisch aktiv geworden, zunächst im Neuen Forum, dann in der neugegründeten SPD der DDR. Seit 1990 hat er wichtige Aufgaben im vereinten Deutschland übernommen als Stellvertretender SPD-Vorsitzender, als Bundestagsabgeordneter, als Präsident des Deutschen Bundestages und später als dessen Vizepräsidenten und so die innere Einheit maßgeblich mitgestaltet. Wolfgang Thierse ist Katholik und Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken.

INFO: *Wir feiern in diesem Jahr am 3. Oktober 25 Jahre Deutsche Einheit. Sie waren bereits bei der Abstimmung dazu aktiv in der Politik und haben diese 25 Jahre lang mitgestaltet. Welches persönliche Bild haben Sie vor Augen, wenn Sie an den Tag der Entscheidung in der Volkskammer denken?*

Thierse: Der Tag der Entscheidung war der 23. August, als die Volkskammer mit großer Mehrheit gegen die Stimmen der Linkspartei PDS den Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland beschlossen hat. Das war gewiss ein historischer Vorgang und mein Gefühl war, dass damals für dieses Land, aber auch für mein eigenes Leben, für meine eigene Biografie, ein wirklicher Einschnitt eintrat: Die DDR hinter sich zu lassen, also eine Diktatur, ein Land der Unfreiheit und der Misswirtschaft und nun in eine offene Gesellschaft mit ihren Chancen und Risiken zu gehen.

Dieses Grundgefühl hatte ich schon. Deswegen habe ich nicht gejubelt, aber ich war von einer gewissen ernsten Benommenheit.

INFO: *Überwogen die Chancen oder die Risiken in ihrem persönlichen Gefühl?*

Thierse: In meinem persönlichen Leben ist das Jahr der Wunder 1989/1990, das »annus mirabilis«, ein wirklicher Einschnitt gewesen. Mein Leben hat sich dadurch vollständig verändert. Ich war vorher in der DDR eine Art »Privatgelehrter«, an der Akademie der Wissenschaften, ein Wissenschaftler, der sich mit der Geschichte der Ästhe-

tik befasst hat. In der geräumigen Nische der Akademie der Wissenschaften hatte ich mir noch eine sehr spezielle Nische ausgesucht. Und nun plötzlich wurde ich eine öffentliche Person und hatte unendlich viel zu lernen, zu entscheiden, bekam die Rolle, plötzlich für andere reden zu können und zu sollen, die keine Stimme hatten oder denen keiner zuhörte. Gewissermaßen das Mundwerk der Oassis, wie ich gelegentlich benannt wurde.

Das war schon ein dramatischer Wechsel meines Lebens und im Jahre 1990 war mir regelrecht schwindlig von den Veränderungen, denen ich unterworfen war und die ich mitzugestalten hatte.

INFO: *Machen wir einen Sprung – 25 Jahre danach. Aktuell ist eine Ost-West-Studie veröffentlicht worden, die die wirtschaftlichen und sozialen Belange vergleicht. Wie ist das Zusammenwachsen gelungen? Wo sehen Sie die Herausforderungen?*



Foto: MdB Pressebilder-Datelen

Wolfgang Thierse

Thierse: Es ist nicht überraschend, dass auch nach 25 Jahren nicht alle Unterschiede zwischen Ost und West überwunden sind. Es gibt wirtschaftlich und sozial erkennbare Differenzen, die Löhne und Gehälter im Osten Deutschlands sind niedriger, die Renten sind niedriger. Wir haben im Osten Deutschlands noch nicht die gleiche wirtschaftliche Kraft, die gleiche gute wirtschaftliche Struktur wie im Westen Deutschlands. Nach 25 Jahren konnte man damit nicht rechnen, wenn man nicht an neuerliche Wunder glauben wollte, wie sie 1990 versprochen worden sind: »Die blühenden Landschaften werden kommen ...« Es gibt gewiss in Ostdeutschland auch einige Flecken blühender Landschaften, aber auch andere, in denen es sehr schwierig zugeht. Unübersehbar ist, dass in den letzten 25 Jahren auch sehr viele Menschen Ostdeutschland verlassen haben, dass wir also in bestimmten Regionen ein dramatisches demografisches Problem haben: zu wenig junge Leute, eine zu große Überalterung. Das muss man alles ernsthaft wahrnehmen und begreifen, dass die politische Aufgabe, die wirtschaftliche und soziale Aufgabe der inneren Vereinigung Deutschlands noch nicht zu Ende ist, noch nicht vollständig vollbracht ist. Aber trotzdem sage ich, dass die Redensart von den »Mauern in den Köpfen« Unsinn ist. Das ist ein Klischee, das mich zunehmend ärgert. Weil es natürlich Unterschiede in den Erinnerungen gibt. Es war ein unterschiedliches Leben in West und Ost. Es gibt unterschiedliche Prägungen in den Einstellungen, in dem, was man Mentalität nennt, aber das sind doch nicht Mauern in den Köpfen. Es gibt wegen der unterschiedlichen Erfahrungen in den letzten 25 Jahren auch unterschiedliche Empfindlichkeiten. Aber das ist doch keine unüberwindbare Mauer im Kopf, sondern das sind Prägungen, die nachwirken. Wir wissen: Mentalitäten entstehen langsam und sie verändern sich langsam. Kein Anlass, sich aufzuregen und nun neuerlich wechselseitig auf die Osis und die Wessis zu zeigen.

Die Redensart von den »Mauern in den Köpfen« ist Unsinn. Das ist ein Klischee, das mich zunehmend ärgert.

INFO: Sie sind auch als Politiker mit Kirche in Verbindung geblieben und weiterhin Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Manche haben den Eindruck, dass die Kirchen viel verloren haben durch die Deutsche Einheit, dass die Gesellschaft säkularer, antikirchlicher oder weniger religiös geworden ist. Können Sie dies nachvollziehen?

Thierse: Nein. Ich glaube auch nicht, dass der Befund so einfach stimmt. Zunächst einmal muss man nüchtern feststellen, dass das SED-Regime an keinem Punkt so erfolgreich war wie bei der geradezu radikalen Entkirchlichung der Menschen. Das war ihr einziger »Erfolg«. Das wirkt nach: Dreiviertel der Ostdeutschen haben mit Kirche nichts zu tun. Das verändert natürlich die Zahlen in ganz Deutschland. Aber ich widerspreche trotzdem der Behauptung, dass wir in einer säkularen Gesellschaft leben. Wir leben in einer religiös-weltanschaulich-pluralen Gesellschaft. Knapp 30 % sind katholisch, knapp 30 % sind evangelisch, über 5 % gehören einer anderen Konfession an, ca. 30 % sind konfessionslos. Aber von diesen 30 % wissen wir nicht so viel – ob sie alle etwa Atheisten oder Laizisten seien. Sondern da mag es ganz unterschiedliche Einstellungen geben. Die Entstehung dieser Pluralität hat viele Ursachen, ist ein langer Prozess, zuletzt eben auch durch das Hinzukommen der religionslosen Bevölkerungsmehrheit in der DDR, aber auch des Zustroms muslimischer Menschen. Dadurch entsteht eine Pluralität, auf die die Christen, die Kirchen sich einzustellen haben. Sie stehen nicht über dieser Pluralität, sondern die Kirchen sind Teil

Wir erleben, dass Religion eine geradezu überraschende, wenn auch widersprüchliche Vitalität, Lebenskraft hat.

*Deutsche Alleenstraße
auf Rügen*

dieser Pluralität und so haben sie sich auch zu verhalten: Nicht ängstlich, nicht defensiv, sondern selbstbewusst in der Überzeugung, dass sie etwas zu sagen und auch einen Dienst in dieser Pluralen Gesellschaft zu erbringen haben.

INFO: *Trotzdem gibt es Tendenzen und Meinungen, die sagen, dass Religion nicht mehr in die moderne Gesellschaft passt, dass Religion den öffentlichen Anspruch verliert und ins Private, in die Sakristeien gedrängt werden soll.*

Thierse: Erstens ist die Überzeugung, dass Modernisierung zugleich identisch ist mit Säkularisierung durch den Blick auf die Welt insgesamt, auf unseren Globus schlicht widerlegt. Wir erleben, dass Religion eine geradezu überraschende, wenn auch widersprüchliche Vitalität, Lebenskraft hat. Das gilt für alle Kontinente, für den europäischen Kontinent am wenigsten, weil da das, was wir Säkularisierung nennen, scheinbar am stärksten sich durchsetzt.

Zweite Bemerkung: Der Staat des Grundgesetzes ist weltanschaulich neutral, ist ein säkularer Staat, er diktiert nicht die religiöse, weltanschauliche Einstellung des Einzelnen, sondern er hält sich zurück und erlaubt und ermöglicht dadurch die Religions- und Weltanschauungsfreiheit seiner Bürger. Er lädt geradezu ein, dass die Bürger aus ihren unterschiedlichen Überzeugungen heraus am Gemeinwohl mitarbeiten, diesen Staat gleichwohl selber tragen. Man kann sehr prononciert sagen: Der religiös-weltanschaulich säkulare Staat lebt davon, dass seine Bürger in Weltanschauungs- und Religionsfragen gerade nicht neutral sind, sondern aus ihren Überzeugungen sich engagieren, aber eben nicht mehr nur aus christlicher Überzeugung, sondern auch aus ganz anderer. Die Neutralität des Staates besteht darin, dass er sozusagen für Fairness zwischen den verschiedenen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften sorgt, sie aber nicht aus der Öffentlichkeit zurückdrängt. Denn vom Christentum, übrigens auch vom Judentum und vom Islam zu verlangen, dass er nur Privatsache bleibe, im stillen Kämmerlein nur noch gelebt wird, würde bedeuten, dass der Staat eine Verfälschung der Religion verlangt. Zumal christliche Religion im vernünftigen Sinne immer auch Einweisung in gutes Leben, sprich gemeinschaftliches Leben, ist. Das heißt, dass Christen, dass religiöse Menschen, sich an der Regelungen der gemeinschaftlichen Gelegenheiten öffentlich beteiligen werden.

INFO: *Es gibt also keinen Anspruch – wie sie atheistische Verbände formulieren –, dass der Staat dafür zu sorgen hätte, die Bevölkerung vor der Religion zu bewahren.*

Thierse: Es gibt diese Stimmung, die artikuliert wird. Es gibt so eine Art laizistischer Tendenzen, aber das ist genau nicht der Staat des Grundgesetzes, sondern er sagt, gerade weil er sich selbst religiös-weltanschaulich zurückhält, lädt er die Bürger ein, aus ihren religiösen weltanschaulichen Motiven heraus öffentlich wirksam zu werden. Aber immer unter den Bedingungen der Fairness und der Toleranz anderen gegenüber.

INFO: *Sie haben auf dem Regensburger Katholikentag eine Bibelarbeit zur Geschichte von Paulus auf dem Areopag gehalten. Wo sollte sich der einzelne Christ, aber auch Kirche in ihren Amtsträgern und Vereinigungen in unsere Gesellschaft einbringen?*

Thierse: Religion ist Privatsache, insofern sie Sache der freien persönlichen Entscheidung des Einzelnen ist. Aber Religion, zumal christliche Religion, kann nicht bei sich bleiben. Sondern sie ist eine Einladung in gemeinschaftliches Leben: Dasein für andere. Das meint das Gebot der Nächstenliebe. Damit hat der christliche Glaube auch im vernünftigen und weiten Sinne des Wortes eine politische Dimension. Diese Dimension zu leben verlangt natürlich auch immer nüchterne Überlegung. Aber diese Gesellschaft lebt davon, dass es in ihr engagierte Leute gibt, die sich einsetzen für soziale Gerechtigkeit, für Solidarität und für die Schwachen. Nicht nur als individuelles Engagement, sondern auch als das gemeinschaftliche Wort der Christen, der Kirchen. Gerade in allen Fragen der Sozialethik, der individuellen Ethik, in den Fragen der Organisation unseres Zusammenlebens, glaube ich, sind die Christen immer aufgefordert, sich zu äußern. Sich tätig zu beteiligen durch Caritas und Diakonie, aber auch am Gespräch der Gesellschaft über sich selbst zu beteiligen. Politische Grundsatzfragen mitzudiskutieren, nicht in einem klein-karierten, nur parteipolitischen Sinne, aber doch parteiisch zu sein für diejenigen, die die Schwächeren sind, die keine Stimme haben, die gefährdet sind. Christen und die Kirchen sind aufgefordert, sich dagegen zu wehren, dass der Markt, jener überlegene Regelungsmechanismus der Wirtschaft, die allein seligmachende Organisationsform der Gesellschaft wird. Wenn wir eine Marktgesellschaft werden, in der nur noch der Stärkere, der mit dem Geld, erfolgreich obsiegt, werden wir eine unmenschliche Gesellschaft. Also wünsche ich mir von unserer Kirche auch immer wieder den störrischen Einspruch gegen die Dominanz des Ökonomischen, gegen die Absolutsetzung des Marktprinzips. Das Evangelium, so wie ich es verstehe, handelt von der Würde jedes Menschen, also auch des Kranken, des Leidenden, des Schwachen, des Bedrohten.



Foto: Frank Meierewert

Und deswegen sind Christen Menschen, die die scheinbar allmächtigen Maßstäbe der Cleverness, des Erfolgs, des Ehrgeizes, der Stärke relativieren und relativieren müssen. Das ist ihre geradezu unersetzliche Aufgabe.

INFO: *Wird die Sprache der Kirche noch verstanden?*

Thierse: Das ist eine der großen Herausforderungen. Dass wir angesichts so vieler kultureller und auch medialer Veränderungen in der Kirche immer wieder neu lernen, eine Sprache zu finden und zu sprechen, die die Menschen erreicht, die nicht so kirchlich geprägt sind, die nicht im Sprachraum der Kirche aufgewachsen sind. Es gilt mit großer Anstrengung, eine Sprache für die jungen Leute zu finden, die in der digitalen Gesellschaft auch eine Chance hat, gehört zu werden.

Und natürlich auch die generelle Herausforderung, dass wir als Christen das, wovon wir überzeugt sind und woran wir glauben, in eine Sprache derjenigen, die nicht religiös sind, die nicht glauben übersetzen müssen. Das war ja

schon die Herausforderung, der sich der Apostel Paulus auf dem Areopag gestellt sah: Griechisch mit den Griechen, römisch mit den Römern. Also diese Aufgabe, allen alles zu werden, dieses irrsinnige Programm von Apostel Paulus. Das heißt ja nicht, die eigene Identität aufzugeben, aber sich zu öffnen und die Sprache und die Sache der anderen zur eigenen zu machen. Diese große Übersetzungsleistung ist eine riesige Herausforderung.

Wenn ich mir noch eine persönliche Bemerkung erlauben darf: Ich habe in der DDR erlebt, wie es ist, in einer Minderheit zu leben. Aber gerade deshalb dürfen wir nicht nur bei uns bleiben und quasi die kleine Schar pflegen – so sehr ich das auch verstehe, dass man beieinander bleiben und überleben will. Wir verkümmern aber, wenn wir nicht den Blick auf die anderen richten und das, wovon wir überzeugt sind, in eine säkulare Sprache übersetzen. Mit Jürgen Habermas, dem berühmten Philosophen, gesprochen: Wir müssen wechselseitig diese Übersetzungsanstrengung vollbringen. Die Religiösen müssen das Ihrige ins Säkulare übersetzen und die Säkularen müssen bereit sein, hinzuhören, was die Religiösen ihnen anzubieten haben. Und ihren Reichtum kennenlernen wollen.

INFO: *Das Erzbistum macht eine große Dankwallfahrt mit vielen Gläubigen nach Rom. Wofür sollten wir nach 25 Jahren Deutsche Einheit dankbar sein?*

Thierse: Ich selbst bin immer noch dankbar für das Wunder der friedlichen Revolution und der Deutschen Einheit. Denn das Jahr 1989/90 war doch nicht das Ergebnis planvoller Politik. Wir waren doch alle überrascht. Und es musste so vieles an Faktoren, an Bedingungen, an Entscheidungen zusammen kommen, damit das geglückt ist. Wir können doch wirklich dankbar sein, gerade wir Ostdeutschen und wir Berliner, wir Katholiken, dass wir nun in einem wiedervereinigten Land leben im Frieden mit allen Nachbarn. In Grenzen, die alle Nachbarn anerkannt haben. Wann hat es das schon einmal in der deutschen Geschichte gegeben! Das ist ein großes, historisches Glück und dafür können wir dankbar sein.

Ich hoffe, dass das viele Christen noch in sich spüren. Auch wenn der Alltag des eigenen Landes voller Probleme und Ärgernisse steckt. Aber es sind doch nicht mehr die Probleme einer Systemfeindschaft, eines kalten Krieges, sondern die Probleme eines einigen, im Übrigen höchsterfolgreichen demokratischen, reichen, freien Landes.

INFO: Vielen Dank für das Interview.

Das Gespräch führte Hermann Fränkert-Fechter.

Ein Mauersegment der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze in den Vatikanischen Gärten in Rom.



Foto: Oliver Pohl

Jacqueline & Martin Liebig

»KLAR ZUR WENDE«

ZUR ENZYKLIKA »LAUDATO SI« VON PAPST FRANZISKUS »ÜBER DIE SORGE FÜR DAS GEMEINSAME HAUS«

»Laudato si, mi Signore«, »Gelobt seist du, mein Herr«, so wiederholt es der erste Franziskus, der Mann aus Assisi, in seinem Sonnengesang immer wieder, und zählt auf, wofür er Gott lobt: Für die Schönheit seiner Schöpfung, für alle Kreatur. Mehr noch, nicht erst durch den Sänger, bereits *durch die Geschöpfe* wird Gott gelobt, schrieb Franziskus. Er selbst lag zu dieser Zeit schon krank danieder in seiner Hütte, nahe bei San Damiano, wo Jesus selbst ihn vom Kreuz herab angesprochen hatte.

Heute, ziemlich genau 790 Jahre später, ist jemand anderes erkrankt, und ein neuer Franziskus erhebt seine Stimme, diesmal vom Stuhl Petri, um die ganze Menschheit wachzurütteln, ihr die Augen und das Herz zu öffnen für den Kranken. Denn es ist unsere Erde, Gottes schöne Schöpfung selbst, die leidet.

In der gegenwärtigen ökologischen Krise sind alle aufgefordert, Sorge für das gemeinsame Haus, die gesamte Schöpfung zu tragen, die Sorge für die »Mutter Erde«, die leidet, krank und ermüdet ist, weil sie zuviel hergegeben hat, die uns von Papst Franziskus als Subjekt in ihrem Eigensein vorgestellt wird. Er steht an ihrem Krankenbett und berichtet uns ausführlich in seinem Lehrschreiben in sechs Kapitel mit insgesamt 246 Absätzen über die Krankheitssymptome, ihre Ursachen, Hintergründe, Zusammenhänge, und was zu tun ist, von uns allen.

Immer mehr Menschen leiden heute an **Burn-out**, das bedeutet für die Betroffenen emotionale und körperliche Erschöpfung, verbunden mit starken Leistungsdefiziten. In der Arbeitswelt – eingebettet in eine entgrenzte 24/7-Stand-by-Dienstleistungsgesellschaft – dominiert immer mehr die Arroganz der Gesunden und Starken. Den Kranken selbst wird die Schuld zugeschoben, wenn Sie ihre Aufgaben nicht mehr schaffen und sich in der knappen Regenerationszeit nicht mehr vollständig erholen können. So ins Abseits gedrängt, müssen viele das Erwerbsleben gegen ihren Willen vorzeitig verlassen. Arbeiten und Erfolg erhaschen, auch gegen die eigene Natur, den eigenen Körper mit seinen Grenzen, das ist das Credo. Damit dies gelingt, gibt es diverse Möglichkeiten der »Optimierung«, die von jeden genutzt werden müssen, wenn er zu den Gewinnern zählen möchte. So wie wir den Acker künstlich düngen, damit er noch mehr Er-

träge bringt, und ihm keine Pause gönnen, »denn Zeit ist Geld«, so »düngen« wir Menschen uns selbst, damit wir mehr aus uns herausholen (z.B. Doping). Mit der Welt und anderen Menschen gehen wir nicht anders um. Auf der Strecke bleiben die Kranken, Schwachen, Alten und Kinder, und all die anderen Mitgeschöpfe, die bei dieser ständigen zunehmenden Beschleunigung nicht mehr mithalten können und ohne eigene Schuld zu Verlierern gemacht werden (18). Ein Maß dafür, wie erschöpft die Welt bereits ist durch unseren Verbrauch, ist der Welterschöpfungstag. Er gibt an, wann im laufenden Jahr die Weltbevölkerung diejenige Menge an Ressourcen (Rohstoffe, Wasser, Holz, Nahrungsmittel, etc.) verbraucht, und diejenige Menge an CO₂ in die Atmosphäre abgegeben hat, die ihr für das ganze Jahr zustanden. Die Menge berechnet sich danach, wieviel Ressourcen in einem Jahr nachwachsen können, bzw. wieviel CO₂ in der Luft verkräftbar ist, ohne den Klimawandel katastrophal zu verschlimmern. Das bedeutet aber, ab diesem Tag leben wir »auf Pump«, auf Kosten der Zukunft. Es ist der Tag, der daran erinnert, dass die Erde bald einen Burn-out haben wird, weil wir weit über unsere Verhältnisse leben. Und dieser Tag rückt immer weiter nach vorn. War es im Jahr 1987 noch der 19.12., so im Jahr 2000 bereits der 1.11., und 2014 war es schon der 19.8. Wir sind ab diesem Tag eigentlich »pleite«, heben aber weiter Ressourcen ab, d.h. wir Menschen machen ständig Schulden, verbrauchen mehr, als wir haben, mehr als die eine Erde für unser »Haben wollen« geben kann. Wir bräuchten mehr als eine Erde (als Beispiel: Deutschland verbraucht z.Z. 4 Erden, die USA 8 Erden und Entwicklungsländer weniger als 1 Erde.), haben aber nur diese eine Welt. Ein Mensch mit Burn-out geht auch über seine Grenzen und verheizt Ressourcen, die er eigentlich für später braucht. Das rächt sich im Nachhinein, immer. Nur im Fall von »Mutter Erde« heben *wir* weiter ab, nicht

Sie selbst. Durch unseren überbordenden, intensivierten, technokratischen und immer schnelleren Lebensstil, den wir der Schöpfung aufzwingen, die von Natur aus langsam ist (18), kann sie sich nicht mehr in ihren natürlichen Zyklen erholen. Deshalb ist unsere Welt, unsere Heimat, krank geworden. Sie kann sich aber in ihrem Zustand nicht krankschreiben, ärztlich optimal versorgen oder gar frühberent lassen, so wie es auch viele arme und ausgeschlossene Menschen hier und in anderen Ländern nicht können. So treibt den Papst die berechnete, wissenschaftlich von vielen Seiten belegte Sorge (17ff) um, wie es weitergehen soll mit dieser einen Welt, die er »unser gemeinsames Haus« nennt, und, echt franziskanisch, beschreibt »wie eine Schwester [...], mit der wir das Leben teilen, und wie eine schöne Mutter, die uns in ihre Arme schließt« (1). Gleich darauf benennt er auch ihre Not: »Diese Schwester schreit auf wegen des Schadens, den wir ihr aufgrund des unverantwortlichen Gebrauchs und des Missbrauchs der Güter zufügen, die Gott in sie hineingelegt hat.« (2).

Aber wer hört ihr Schreien? Papst Franziskus dankt in (13) und (14) der weltweiten ökologischen Bewegung und den zahlreichen Bürgerverbänden, die bereits handeln, weil sie als Einzige auf das Schreien reagiert haben. Sie haben sich gegen das allgemeine, verlogene und hypnotisierende Mantra von »Wachstum = Fortschritt = Wohlstand für Alle« zur Wehr gesetzt, wohlwissend, dass auf einem begrenzten Planeten kein unbegrenztes Wachstum möglich ist. Schöpfungstheologisch und anthropologisch zeigt der Papst dann gleich zu Beginn einige Gründe für diese Schiefelage auf: »Wir sind in dem Gedanken aufgewachsen, dass wir ihre Eigentümer und Herrscher seien, berechtigt, sie auszuplündern. Die Gewalt des von der Sünde verletzten menschlichen Herzens wird auch in den Krankheitssymptomen deutlich, die wir im Boden, im Wasser, in der Luft und in den Lebewesen bemerken. Darum befindet sich unter den am meisten verwahrlosten und misshandelten Armen diese unsere unterdrückte und verwüstete Erde, die ›seufzt und in Geburtswehen liegt‹ (Röm 8,22). Wir vergessen, dass wir selber Erde sind (vgl. Gen 2,7).« (2) »Doch sie alle sind letztlich auf dasselbe Übel zurückzuführen, nämlich auf die Idee, dass es keine unbestreitbaren Wahrheiten gibt, die unser Leben lenken, und deshalb der menschlichen Freiheit keine Grenzen gesetzt sind. Man vergisst, dass ›der Mensch [...] nicht nur sich selbst machende Freiheit [ist]. Der Mensch macht sich nicht selbst. Er ist Geist und Wille, aber er ist auch Natur.‹ [12]« (6) Der Mensch ist der Verursacher

der Krankheit seiner Lebenswelt. Durch sein falsches Denken über sich und die Welt hat er vergessen, dass er selbst Geschöpf ist. Er hat es geschafft, die Schöpfung derart zu dominieren und demolieren, dass man bereits vom Anthropozän spricht, dem Erdzeitalter des Menschen.

Gott aber ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, so bekennen wir im Credo. **ER** ist der Eigentümer, der Hausbesitzer. Der Mensch ist bestenfalls der Hausverwalter, treuhänderisch und nicht als Herrscher von eigenen Gnaden, der sich alles unterwirft und versklavt. Darin liegt keine Liebe, das ist Machtmißbrauch. Jeder Mensch ist gleichzeitig Mieter im gemeinsamen Haus, wie alle anderen, und keiner hat das Recht, die Mieten für die anderen zu erhöhen, so dass ihnen nichts mehr zum Leben bleibt, sie ihre fundamentalsten Bedürfnisse nicht mehr stillen können und ihr Überleben gefährdet ist. Auch hat Niemand das Recht, durch indirekte Entmietungsstrategien andere aus ihrem Zuhause zu vertreiben (Landgrabbing durch Investoren, Landvertreibung indigener Gruppen, Unbewohnbarkeit durch Folgen des Klimawandels). Jeder Mensch und jedes Geschöpf hat einen Eigenwert, aber kein Preisschild. Die Schöpfung und die Geschöpfe an sich sind nicht Objekt, allein zur freien Verfügung des Menschen da, sondern eigenes Subjekt, mit eigenen Rechten.

Theologisch gedacht ist der Mensch Mitschöpfer, was nur möglich ist durch Gottes Geist. Dieser Hl. Geist hilft uns auch den Ungeist auszumachen, der alles Geschöpfliche unterjochen will und schleichend die göttlich gedachte Ordnung verschiebt, irreparable Schäden verursacht, ein Artensterben unermeßlichen Ausmaßes bewirkt, Erderwärmung und Klimawandel verschuldet. Schwester Erde bekommt Fieber, sie schwitzt Blut und Wasser aufgrund ihrer »Vielzahl an Wunden« (6). So gibt es »keine Ökologie ohne eine adäquate Anthropologie« (118) und »(...) vor allem aber muss die Menschheit sich ändern.« (202) durch einen anderen Lebensstil. Das ist eine »große kulturelle, spirituelle und erzieherische Herausforderung« (202). Halbherzige menschliche Bemühungen der Weltgemeinschaft, wie der UN-Klimagipfel in Kopenhagen 2009, sind gescheitert, letztlich am falsch verstandenen Sein des Menschen, dem Ignorieren seiner Grenzen und einseitigen, nationalen politischen Interessen. So erscheint diese Enzyklika gerade noch rechtzeitig. In einem Jahr, in dem die Weltgemeinschaft wichtige Entscheidungen über die globalen Entwicklungs- und Klimaschutzziele für die nächsten 10, 20 Jahre, ihre Realisierung und Finanzierung entscheidet. Zu nennen sind hier die UN-Konferenz zur Festlegung der globalen Nachhaltigkeitsziele in New York vom 25.-27.09.2015 und die UN-Klimakonferenz in Paris vom 30.11.–11.12.2015.

Die Enzyklika steht nicht allein. Sie orientiert sich an der Soziallehre der Kirche und steht in einer Reihe von päpstlichen Schreiben, die dieses Thema bereits aufgegriffen ha-

Martin und
Jacqueline Liebig



Foto: Liebig

ben, in die sich Papst Franziskus einreicht, und von denen er einige direkt benennt, so »Pacem in terris« (Johannes XXIII, 1963) und »Octogesima adveniens« (Paul VI., 1971). Aus Letzterer entnimmt Franziskus, dass »die ökologische Problematik [...] ›eine dramatische Folge‹ der unkontrollierten Tätigkeit des Menschen ist. ›Infolge einer rücksichtslosen Ausbeutung der Natur läuft er Gefahr, sie zu zerstören und selbst Opfer dieser Zerstörung zu werden.«(4). Ähnlich auch »Redemptor hominis« (Johannes Paul II, 1979): »Der Mensch scheint oft keine andere Bedeutung seiner natürlichen Umwelt wahrzunehmen, als allein jene, die den Zwecken eines unmittelbaren Gebrauchs und Verbrauchs dient.«
Erinnert sei hier daran, dass 1972 die Studie »Die Grenzen des Wachstums« im Auftrag des Club of Rome vorgestellt wurde. Diese Studie zur Zukunft der Weltwirtschaft hatte bereits zu diesem Zeitpunkt ergeben, dass ein Handeln dringend geboten ist. Die zentralen Schlussfolgerungen des Berichtes waren damals: »Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht.«

Der em. Papst Benedikt XVI. erneuerte in einer Ansprache am 8.1.2007 die Aufforderung, »die strukturellen Ursachen der Fehlfunktionen der Weltwirtschaft zu beseitigen und die Wachstumsmodelle zu korrigieren, die allem Anschein nach ungeeignet sind, den Respekt vor der Umwelt [...] zu garantieren«. Er wies außerdem hin auf den Zusammenhang zwischen der Beschädigung der Natur und der Kultur, die das menschliche Zusammenleben gestaltet (6). Papst Franziskus betont, dass diese Sorge nicht nur mehrere Päpste vereint, sondern auch »die Überlegung unzähliger Wissenschaftler, Philosophen, Theologen und sozialer Organisationen« innerhalb der Kirche, aber auch anderer Kirchen, christlicher Gemeinschaften und anderer Religionen widerspiegelt (7–9). Der hl. Franziskus wird uns als Vorbild und Zeuge vorgestellt: »Ich glaube« schreibt der Papst: »dass Franziskus das Beispiel schlechthin für die Achtsamkeit gegenüber dem Schwachen und für eine froh und authentisch gelebte ganzheitliche Ökologie ist. [...] Sein Zeugnis zeigt uns auch, dass eine ganzheitliche Ökologie eine Offenheit gegenüber Kategorien verlangt, die über die Sprache der Mathematik oder der

Jacqueline Liebig, Studium Lehramt
Biologie/Chemie, Dipl. Sozialpädagogin,
Theologin und Soziologin,
Kommunikationstrainerin.

Sie unterrichtet in der Erzieherausbildung
in Berlin u. a. Ökologie und Gesundheit

Martin Liebig ist Informatiker und
Theologe, zusätzlich Lehramtsstudium
katholische Religionslehre und
Geschichte. Er unterrichtet als
freiberuflicher Dozent und Lehrer, und
ist u. a. an einer Umweltschule
in Spandau als Imker mit einer
Bienen AG tätig.

Beide sind seit 1996
miteinander verheiratet.

Foto: Liebig



*Der Schulgarten der Katholischen Schule
Salvator in Berlin-Waidmannslust*

Biologie hinausgehen und uns mit dem Eigentlichen des Menschen verbinden. [...] Seine Reaktion war weit mehr als eine intellektuelle Bewertung oder ein wirtschaftliches Kalkül, denn für ihn war jedes Geschöpf eine Schwester oder ein Bruder, ihm verbunden durch die Bande zärtlicher Liebe. Deshalb fühlte er sich berufen, alles zu hüten, was existiert.« (10–11). Aus dieser inneren Haltung entstand sein »Laudato si«. Nicht erst der Mensch lobt den Schöpfer. Die anderen Geschöpfe loben Gott schon durch ihr Dasein. Es ist ein mehr- und vielstimmiger Gesang, eine Tag für Tag gefeierte Liturgie, bei der jeden Tag mehr Stimmen fehlen. »Unseretwegen können bereits Tausende Arten nicht mehr mit ihrer Existenz Gott verherrlichen, noch uns ihre Botschaft vermitteln. Dazu haben wir kein Recht.« (33) Aber: »Nichts von dieser Welt ist für uns gleichgültig« (Überschrift vor 3), so das Motto von Papst Franziskus. Da leuchtet bereits ein Sollen auf, das er später wieder aufnimmt, wenn er statt »oberflächlicher oder scheinbarer Ökologie, die eine gewisse Schläfrigkeit und eine leichtfertige Verantwortungslosigkeit unterstützt« (59) zu einer ganzheitlichen Ökologie aufruft, einem Grenzen überwindenden Dialog und zu universaler Solidarität, denn »Wie die Bischöfe Südafrikas sagten, ›bedarf es der Talente und des Engagements aller, um den durch den menschlichen Missbrauch der Schöpfung Gottes angerichteten Schaden wieder gutzumachen«. Alle können wir als Werkzeuge Gottes an der Bewahrung der Schöpfung mitarbeiten, ein jeder von seiner Kultur, seiner Erfahrung, seinen Initiativen und seinen Fähigkeiten aus.«(13).

Der weitere Aufbau der Enzyklika »laudato si« folgt einem Vierschritt: **Sehen - Urteilen - Handeln - Feiern**. In Abschnitten (17–61) beschreibt er die zentralen globalen Herausforderungen zu Umwelt und Armut. Zu nennen sind hier Umweltverschmutzung, Klima, Erderwärmung, Sauberes Trinkwasser, der Verlust der biologischen Vielfalt, Entfremdung zur Natur, Soziale Ungerechtigkeit, etc. Ab (62) beginnt er mit dem Evangelium der Schöpfung. Seinen biblischen Überlegungen (62–100) folgen philosophische Gedanken (101–136). Von (137) bis (162) stellt er sein Konzept der ganzheitlichen Ökologie vor. Die Leitlinie für die Akteure des internationalen Handelns formuliert er in (163–201). Es folgen die Kriterien für Bildung und Spiritualität (202–245). Hier hebt er die Bedeutung der Umwelterziehung (209f) hervor, als eine »Erziehung zum Bündnis zwischen der Menschheit und der Umwelt«. Im Erzbistum Berlin ist man bereits dran an diesem Thema. Ein Beispiel

ist die Salvatorschule im Norden von Berlin. Sie hat sich seit Herbst 2014 mit tatkräftiger Unterstützung von Partnern, wie z.B. der Gemüse-Ackerdemie e.V., auf den Weg gemacht mit einem Schulgartenprojekt (siehe Foto), das als Kurs gewählt werden kann. Ein Gewächshaus, ein Bienenstock und eine Küche sollen den Bereich erweitern.

Im Garten Eden fing die Gemeinschaft von Gott mit dem Menschen an. Der Garten ist ein Sehnsuchtsort geblieben nach Heimat und Verbundenheit. Er hilft uns, wenn wir in ihm tätig sind, uns ein Stück weit in diese erste Gemeinschaft zurückzufinden und zu verstehen, dass alles miteinander zusammenhängt. Vielleicht ein Grund, warum seit vielen Jahren Gartenprojekte entstehen?!

Zurück zum Anfangsgedanken. Zwischen dem Burnout des heutigen Menschen und dem Burnout der »Mutter Erde«, der Schöpfung Gottes, besteht ein Zusammenhang. So wenig wie wir unsere eigenen Natur achten, d.h. die Bedürfnisse und Grenzen unseres Körpers, sowenig sind wir in der Lage, die äußere Natur zu achten. Das ist es wohl, was den Körper so unbeliebt macht bei vielen: er ist begrenzt, er verlangsamt alles. Das bringt uns in Spannung mit der immer schneller werdenden Gesellschaft und dem Glauben an einen grenzenlosen Fortschritt mit seiner Parole: »Yes, we can!«. Dabei machen wir aber die Rechnung ohne die Natur in uns und außerhalb von uns. Ein erster Ansatz wäre, zu akzeptieren, dass wir begrenzt sind. Ein anderer, unsere grenzenlosen Wünsche selbst zu begrenzen: Mäßigung lernen, eine alte Tugend als Lebensstil zu pflegen, oder mit Papst Franziskus gesprochen: »Genügsamkeit und Demut« (224) zu kultivieren. Dazu käme, den Sabbat zu halten und ihn auch den anderen Menschen und Mitgeschöpfen und der Schöpfung selbst zu gönnen (237).

Man kann aber das Problem nicht mit den selben Mitteln und Denkstrukturen lösen, durch die es entstanden ist. Schon Johannes Paul II. hatte festgestellt: »Die echte menschliche Entwicklung ist moralischer Art und setzt die vollkommene Achtung gegenüber der menschlichen Person voraus, muss aber auch auf die Welt der Natur achten und ›der Natur eines jeden Wesens und seiner Wechselbeziehung in einem geordneten System [...] Rechnung tragen«. (5) Papst Franziskus greift dies auf, und führt es später weiter aus: »Das Problem ist, dass wir noch nicht über die Kultur verfügen, die es braucht, um dieser Krise entgegen-

Papst Franziskus wird – beginnend mit diesem Jahr – in der Katholischen Kirche den »Weltgebetstag für die Bewahrung der Schöpfung« einführen, der immer am 1. September gefeiert werden soll. In unserem Erzbistum wird seit 2008 jährlich ein Ökumenischer Tag der Schöpfung begangen. In diesem Jahr findet die Feier zum Tag der Schöpfung am Donnerstag, dem 1. Oktober 2015, um 17.00 Uhr im Dom St. Marien in Fürstenwalde/Spree statt. Dabei wird auch der Ökumenische Umweltpreis verliehen.

zutreten.« (53). Nötig ist vielmehr zuerst eine Umkehr unserer Grundeinstellungen (220), das hieße Buße, im alten, wörtlichen Sinne einer »Veränderung des Denkens/Geistes« (griech. metanoia) bzw. einer »radikalen Kehrtwende/Rückkehr« (hebr. Teschuvah), und zwar notwendigerweise als eine »*gemeinschaftliche Umkehr*« (219) aller. In Seglersprache wäre das eine Gefahren-Halse, ein schwieriges und riskantes, aber in Notfällen dringend notwendiges Wendemanöver. Ein Ziel besteht dabei für den Papst in einem solidarischen Miteinander, einer Kultur, die alle einschließt, d.h. dass alle im Boot bleiben und niemand über Bord geht.

Die alte, falsche Übersetzung »Unterwerft sie (die Erde) euch und herrscht [über alle Tiere]« war gestern. Heute weiss man, richtig übersetzt würde es etwa so heißen: »Macht sie (die Erde) urbar und begleitet [die Tiere] wie ein Hirte seine Herde«. Die hebräischen Worte stammen aus dem Kontext eines Hirtenvolkes, dem die Sorge um die Schafe und der Erhalt guten Weidelandes eine lebensnotwendige Selbstverständlichkeit waren. Damit wird die Beziehung zwischen den Geschöpfen neu buchstabiert (238f).

Die Enzyklika schließt mit zwei Gebeten, »*eines, das wir mit allen teilen können, die an einen Gott glauben, der allmächtiger Schöpfer ist, und ein anderes, damit wir Christen die Verpflichtungen gegenüber der Schöpfung übernehmen können, die uns das Evangelium Jesu vorstellt.*« (246). Ersteres hier in deutscher Übersetzung:

Gebet für unsere Erde

Allmächtiger Gott,
 der du in der Weite des Alls gegenwärtig bist
 und im kleinsten deiner Geschöpfe,
 der du alles, was existiert, mit deiner Zärtlichkeit umschließt,
 gieße uns die Kraft deiner Liebe ein,
 damit wir das Leben und die Schönheit hüten.
 Überflute uns mit Frieden,
 damit wir als Brüder und Schwestern leben, und niemandem schaden.
 Gott der Armen,
 hilf uns,
 die Verlassenen und Vergessenen dieser Erde,
 die so wertvoll sind in deinen Augen,
 zu retten.
 Heile unser Leben,
 damit wir Beschützer der Welt sind
 und nicht Räuber,
 damit wir Schönheit säen
 und nicht Verseuchung und Zerstörung.
 Rühre die Herzen derer an, die nur Gewinn suchen
 auf Kosten der Armen und der Erde.
 Lehre uns,
 den Wert von allen Dingen zu entdecken
 und voll Bewunderung zu betrachten;
 zu erkennen, dass wir zutiefst verbunden sind
 mit allen Geschöpfen
 auf unserem Weg zu deinem unendlichen Licht.
 Danke, dass du alle Tage bei uns bist.
 Ermutige uns bitte in unserem Kampf für Gerechtigkeit, Liebe und Frieden.

Niklas Netzel

GEMEINSAM AN EINEM STRANG

Die Themen, die Papst Franziskus in seiner Enzyklika »Laudato Si« anspricht, bewegen auch viele Christen bei uns im Erzbistum und dies schon seit vielen Jahren. Im Diözesanrat wird zu diesen Themen im Sachausschuss »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« gearbeitet. Ein Ständiger Ausschuss der Landessynode der EKBO trägt denselben Namen und so liegen auch ökumenische Sitzungen zum Themenkomplex auf der Hand.



Niklas Netzel

Die Bandbreite zu den drei Schlagwörtern in der Bezeichnung des Sachausschusses ist groß und so wird hier noch einmal effizienter in zwei Arbeitsgruppen gearbeitet (»Gerechtigkeit und Frieden« sowie »Bewahrung der Schöpfung«). Während in der AG »Gerechtigkeit und Frieden« die Schwerpunktthemen im Bereich des Fairen Handels und der Mitarbeit am neuen Konzept der weltkirchlichen Arbeit im Erzbistum liegen, wird in der AG »Bewahrung der Schöpfung« unter der Beteiligung von Verantwortlichen verschiedener Abteilungen des Erzbischöflichen Ordinariats (Abteilung Bau- und Gebäudemanagement, Abteilung Allgemeine Dienste sowie Dezernat Schule, Hochschule und Erziehung) zu den Themen Energieeinsparung, ökofaire Beschaffung und Einrichtung der Stelle eines diözesanen Umweltbeauftragten gearbeitet. Geplant ist die Herausgabe einer Handlungsempfehlung zur ökofairen Beschaffung in pastoralen Räumen/Pfarrgemeinden.

Die Themen der beiden Arbeitsgruppen des Sachausschusses verzahnen sich jedoch immer wieder miteinander, weil der Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt unmittelbar mit dem Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung verbunden ist. Der Sachausschuss will mit seiner Tätigkeit auf seine Weise einen kleinen Beitrag leisten, um dem Ziel, eine lebenswerte Welt für die Kinder von morgen zu hinterlassen, näher zu kommen.

An Planung und Durchführung folgender Veranstaltungen ist der Sachausschuss in Kooperation mit anderen Partnern regelmäßig beteiligt:

- Ökumenischer Tag der Schöpfung mit Verleihung des Ökumenischen Umweltpreises
- Misereor-Einführungsveranstaltung zur Fastenaktion
- Informationstagung zum Thema »Energieeinsparung in Kirchengemeinden« (siehe die Ausschreibung in der vorletzten Seite der INFO)

Die Ansprechpartner des Sachausschusses sind aktuell:

- Niklas Netzel (Vorsitzender)
- Klaus-Peter Heyduck (stellv. Vorsitzender)



Foto: Kath. Bibelwerk

Bibelseminar

Die Bibel ist wie ein Drehbuch.

Du verstehst sie nur, wenn du mitspielst – im Leben!!

Wir als Kirche sind unserem Auftrag verpflichtet, ein RAUM zu sein, in dem das Evangelium aus der Perspektive unseres Lebens heute entdeckt wird und unsere menschliche Existenz von der Perspektive des Evangeliums befreit werden kann.

Unsere Pastoral ist demnach eine kreative Konfrontation von Evangelium und Leben in Wort und Tat, auf individueller und sozialer Ebene.

Hier leistet die Bibelpastoral und das Kath. Bibelwerk im Erzbistum Berlin einen wichtigen Beitrag:

- Wir beraten und informieren über die Bibel!
- Wir bilden weiter!
- Wir bringen die Bibel ins Gespräch!

Ausführliche Informationen zu unseren Veranstaltungen erhält man auf den Internetseiten unseres Erzbistums www.erzbistumberlin.de/bildungbibelwerk-und-bibelpastoral/ sowie durch die Leporellos und Flyer des Dezernats Seelsorge.

Der Treffpunkt BIBEL (-werk) ist ein ist ein RAUM – offen für alle –, in dem sich Bibelinteressierte und Mitglieder des Bibelwerks über biblische Themen und ihre Wechselwirkung auf unser Leben in Kirche und Gesellschaft austauschen.

Der Treffpunkt BIBEL (-werk) findet viermal im Jahr statt. Das nächste Treffen ist am

Donnerstag, den 8. Oktober 2015 um 19:00 Uhr

Ort: Kreuzberger Himmel

Yorckstraße 89 · 10965 Berlin

Der nachfolgende Aufsatz wurde im Treffpunkt Bibel (-werk) von Erwin Schleicher, Mitglied des Kath. Bibelwerk, zur Diskussion gestellt.

Dr. Ulrich Kmiecik

Bibelpastoral u. Kath. Bibelwerk

Ahornallee 33 · 14050 Berlin

Tel. 2045483-34 AB

ulrich.kmiecik@erzbistumberlin.de

Erwin Schleicher

DIE APOKALYPSE – EIN BUCH AUS DER PERSPEKTIVE VON UNTEN

»Offenbarung Jesu Christi ...« – so beginnt das letzte Buch im Neuen Testament. Offenbarung ist die Übersetzung des griechischen Wortes »apokálypsis«. Woran denken Sie, wenn Sie dieses Wort hören? Was kommt Ihnen in den Sinn? Sehr wahrscheinlich doch Bilder vom Ende der Welt, von kosmischen Katastrophen, von Weltuntergangsszenarien. Immer wieder haben sich Künstler von diesen Bildern inspirieren lassen. Man denke z.B. an Michelangelo und sein Gemälde »Das Jüngste Gericht« in der Sixtinischen Kapelle oder auch an den Film »Apocalypse Now« von Francis Ford Coppola aus dem Jahre 1979.

Auch Johannes bietet uns in seiner Apokalypse ein literarisches Feuerwerk von Bildern. In Visionen und Symbolen setzt er sich mit den politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit im ausgehenden ersten Jahrhundert n.Chr. auseinander. Er schreibt für Christen, die in der römischen Provinz Asia (heute Türkei) Anfeindungen und Verfolgungen ausgesetzt sind. Ihnen will er Mut machen, am Glauben an Christus festzuhalten, auch wenn es aufgrund des gesellschaftlichen Umfelds schwer fällt.

Apokalypse?

Apokalypse ist eine Sammelbezeichnung für eine besondere Art und Weise, religiöse, gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Erfahrungen und Beobachtungen zu verarbeiten und für Dritte literarisch darzustellen.

Klassisches Beispiel ist das Buch Daniel, das im übrigen das einzige apokalyptische Buch im Ersten (oder Alten) Testament ist. Außerhalb der Bibel ist insbesondere das Äthiopische Henochbuch zu erwähnen, das im Zeitraum 2. Jh. v. Chr. bis 1. Jh. n.Chr. in fünf Teilen entstanden ist. Derartige Bücher kann man als Widerstands- bzw. Untergrundliteratur charakterisieren.

Das Buch Daniel versteht sich als Kampfschrift gegen die massiven Versuche des Seleukidenkönigs Antiochus IV. Epiphanes (175-164 v.Chr.), dem jüdischen Volk die Errungenschaften und Vorzüge des Hellenismus einzutrichern. Für JHWH-treue Juden wurde die Lage immer unerträglicher. Höhepunkt war die Aufstellung eines Zeus-Altars im Jerusalemer Tempel, was für fromme Juden natürlich ein »Gräuel der Verwüstung« (vgl. Dan 11,31; 12,11) war. Diese innerweltlichen

*Apokalyptische Frau
von Fritz Koenig
an der Fassade der Kirche
Maria Regina Martyrum*



Foto: Walter Wetzler

Erfahrungen waren so schrecklich und grausam, dass – so die Überzeugung der frommen Juden – eine Änderung in diesem Äon, also in dieser Welt, mit menschlichen Mitteln nicht zu erreichen ist. Man setzte alles auf die Karte Gottes. Nur Gott konnte diese verderbte Welt „ohne Zutun von Menschenhand“ (Dan 2,34.45; 8,25) vernichten und danach seine Herrschaft ebenso ohne Hilfe von Menschen aufrichten. Literarisch verarbeitet wird diese erhoffte Entwicklung mit einer Darstellung von Szenarien, mit denen das Gericht Gottes und der Untergang der alten Welt dargestellt werden. Ähnliche Szenarien finden wir auch im Neuen Testament. Hier ist vor allem Kapitel 13 im Markus-Evangelium zu erwähnen.



Foto: Walter Wetzlar

Ausschnitt aus dem
Altargemälde
von Georg Meistermann,
Gedenkkirche
Maria Regina Martyrum

Diese Absicht leitet auch den Verfasser der letzten Schrift im Neuen Testament. Johannes versteht seine Schrift nicht als eine geheime Offenbarung, sondern als Deutung der Gegenwart. Er will mit seinen Ausführungen seine Hörer und Leser, Christen in Kleinasien, dazu anleiten, die Verhältnisse in ihrer unchristlichen Umwelt richtig zu deuten und einzuordnen. Sie leben in einer Zeit, die für Christen gefährlich und lebensbedrohend ist. Denn die Botschaft des Evangeliums Jesu Christi konkurriert mit dem Evangelium, das die römische Staatspropaganda verbreitet.

Auf diese Propaganda sollen die Christen nicht hören und sich nicht dem Zeitgeist anpassen. Konkret heißt das: Christen dürfen sich nicht am Kaiserkult beteiligen. Das fällt außerordentlich schwer in einer Gesellschaft, in der die Ideologie des Kaisers überall präsent ist: ausgiebige Feste zu Ehren des Kaisers (Geburtstag, Jahrestag der Krönung usw.). Wenn die Christen diesen Feiern fernbleiben, werden sie als Außenseiter betrachtet und riskieren, in der Gesellschaft geächtet, gemieden und im schlimmsten Fall sogar verfolgt zu werden. Mit seinem Schreiben will Johannes den Christen Mut machen, den Widersachern Gottes und den Nachstellungen und Anfeindungen seiner Helfershelfer zu widerstehen und in der Treue zu Christus standzuhalten.

Wer ist Johannes?

An vier Stellen nennt der Verfasser seinen Namen Johannes (1,1.4.9; 22,8). Es gibt keinen Grund daran zu zweifeln, dass dies auch sein richtiger Name ist. Allerdings ist es bis heute nicht gelungen, den Verfasser der Apokalypse an Johannes mit einer realen Persönlichkeit aus den Anfängen der Christenheit zu verbinden. Es ist weder Johannes des Täufer noch der Apostel Johannes.

Auch wenn er diese Bezeichnung nicht ausdrücklich verwendet, versteht sich unser Autor als ein Prophet (vgl. 1,3; 10,10f; 19,9f; 22,6–10.18f). Konkret wird man ihn als einen Wanderpropheten charakterisieren können, der in den von ihm angeschriebenen sieben Gemeinden in Kleinasien gewirkt und gepredigt hat. In seinen Sendschreiben ist erkennbar, dass er die Verhältnisse in diesen Gemeinden relativ gut kennt.

Warum auf Patmos?

Den Grund dafür gibt er selbst in 1,9 an: »Ich, Johannes, euer Bruder und Genosse in der Bedrängnis und in der Herrschaft und im Ausharren bei Jesus, gelangte auf die Insel Patmos um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen.«

Wahrscheinlicher Hintergrund: Johannes war als Wanderprediger in Kleinasien unterwegs. In seinen Predigten hat er offensichtlich, wenn auch verdeckt und

mit Bildern, die aus seiner Sicht untragbaren Zustände in der römischen Provinz Asia angesprochen und kritisiert. Damit hat er sich bei den römischen Behörden in der Asia höchst unbeliebt gemacht. Die Anfeindungen und Attacken auf dem Festland wurden dann so massiv, dass er es für ratsam hielt, seine prophetische Tätigkeit dort aufzugeben und seine Ermahnungen gewissermaßen schriftlich von Patmos aus fortzusetzen.

Wann geschrieben?

Viele Exegeten sind der Meinung, dass Johannes sein Werk in den letzten Jahren des Kaisers Domitian (81–96 n.Chr.), also etwa in den Jahren 94–95 n.Chr., verfasst hat.

Die Zahl SIEBEN

Die Offb ist kein historischer Bericht, kein Protokoll; keine akademische Abhandlung. Vielmehr schildert Johannes seine Visionen; er erzählt, was er mit seinem »inneren« Auge gesehen hat: immer wieder beginnt er seine Schilderung mit »ich sah«.

Dabei spielt die Zahl SIEBEN eine herausragende Rolle: Die Zahl sieben drückt Vollkommenheit, Vollständigkeit und Fülle aus; Johannes benutzt diese Zahl insgesamt 54 x; wichtige Beispiele sind: 7 Geister (1,4); 7 Leuchter (1,12); 7 Sterne (1,16); 7 Gemeinden (1,20), daher 7 Sendschreiben mit 7 Sieger- oder Überwinder-Sprüchen; 7 Siegel (5,1); 7 Posaunen (8,2); 7 Schalen (16,1–17); 7 Seligpreisungen (1,3; 14,13; 16,15; 19,9; 20,6; 22,7; 22,14)

Mit der Zahl SIEBEN will Johannes seinen Lesern sagen: Beide Seiten der Wirklichkeit sind durch Totalität gekennzeichnet. Die aktuelle Welt ist total verdorben, korrupt, voller Sünde und Ungerechtigkeit. Der Totalität des Bösen entspricht dann auch die Totalität des Heils. Den treuen Christen ist verheißen, dass sie in der Wirklichkeit Gottes leben werden, wo Freude und Friede herrschen – kurz Schalom in einer Fülle, die nicht endet.

Markante Gegensätze: »die Bösen und die Guten«

Apokalyptische Schriftsteller zeichnen sich durch eine prägnante dualistische Sichtweise aus – sie denken und schreiben in starken Gegensätzen. So auch Johannes.

Auf der einen Seite steht die böse Welt mit ihren ungeordneten Herrschaftssystemen und Mechanismen. Johannes sieht das Böse als widergöttliche Macht im römischen Imperium verwirklicht. Dabei nennt er keine realen Personen. Er spricht in Bildern oder in Zahlen. Mit diesen Bildern will er auf die reale Herrschaft der römischen Besatzungsmacht hinweisen, die für ihn und für die Christen ganz konkret in den Provinzbehörden in Kleinasien präsent ist.

In Kapitel 13 schildert Johannes in einer Doppelvision das Erscheinen von zwei furchterregenden Tieren, man kann sagen: Monster. Das erste steigt aus dem Meer (13,1), das zweite steigt aus der Erde herauf (13,11). Das erste Ungeheuer symbolisiert das römische Reich mit seiner Macht. Die Beschreibung des Tieres erinnert an die vier Tiere im Buch Daniel, Kapitel 7. Er zeichnet dieses Tier als widergöttliche Macht, als Antichristus. Was Johannes in Kapitel 5 über das Lamm = Christus ausgesagt hat, das sagt er nun auch von dem Tier aus. Weitere Indizien: in 5,11–15 singt der himmlische Hofstaat den Lobpreis des Lammes. In 13,8 werfen sich die Bewohner der Erde zur Anbetung vor dem Tier nieder – nur die Christen nicht, wie Johannes ausdrücklich erwähnt. Das geschlachtete Lamm wurde auferweckt (5,12f). Auch das Tier wurde von einer tödlichen Wunde geheilt(13,3).

Christus hat seine Macht von Gott erhalten (5,12) – das Tier aus dem Meer ist Handlanger des Drachen, von dem es seine Vollmacht erhalten hat (13,2). Den Drachen hatte Johannes in Kap. 12 eingeführt. Dieses Tier versteht er als das Böse schlechthin. Für ihn sind Drache und Teufel identisch (12,9). In diesem Tier sieht er den römischen Kaiser mit seinen Heeren und Vasallen in aller Welt.

Das zweite Tier wird ab 13,11 vorgestellt. Es steigt vom Land herauf. Wenn Johannes vom Festland spricht, hat er wohl sehr konkret die römische Provinz Asia im Blick. Das zweite Tier erledigt seine Arbeit für das erste Tier, steht in seinen Diensten. Es steht also symbolisch für all jene, die im römischen Reich bzw. sehr konkret in Kleinasien den Kaiserkult organisieren und betreiben. Diese Leute stehen dafür ein, dass die Verehrung des Kaisers vor Ort praktiziert wird und dass keiner den entsprechenden Veranstaltungen fernbleibt. Alle die dazugehören wollen, müssen ein besonderes Zeichen auf Hand oder Stirn tragen. Da die Christen durch ein »Siegel« bereits als zu Christus und zur christlichen Gemeinde gehörig gekennzeichnet sind (7,4), kommt für sie dieses von Rom geforderte Zeichen (13,16) nicht in Frage.

Eine weitere Chiffre für die Welt des Bösen ist die Hure Babylon. Bei Johannes ist mit Babylon Rom gemeint. Babylon ist »die große Stadt, die die Herrschaft über die Könige der Erde hat« (17,18). »Die Frau sitzt auf sieben Bergen« (17,9; wie Rom) und wird von Johannes bezeichnet als »die große Hure, die an vielen Wassern sitzt« (17,1). Die römischen Machthaber aber werden nicht das letzte Wort haben. In Kap. 18 wird der Untergang der Hure Babylon proklamiert und von Johannes in einer Vision geschildert.

Soweit die Schlaglichter auf die widergöttlichen Mächte, die die Menschen unterdrücken.

Auf der anderen Seite verortet Johannes alle Menschen, die sich zu Christus bekannt haben und in seiner Nachfol-

ge ihr Leben gestalten. Wenn sie gegen alle Widerstände und Nachstellungen an ihrem Glauben festhalten, dann wird sie Gott für ihre Treue belohnen. Dies klingt bereits in den pastoralen Schreiben an die sieben Gemeinden an. Am Ende steht jeweils ein sog. Sieger- oder Überwinder-Spruch. Darin wird den standhaften Christen mit unterschiedlichen Formulierungen ewiges Leben in der Gemeinschaft mit Jesus Christus verheißen (2,7:2,11; 2,17; 2,26f; 3,5; 3,12; 3,21).

Die Heilszusagen in den einzelnen Sendschreiben fasst Johannes dann am Schluss in der Aussage zusammen, dass Gott die treuen Christen zu seinen Söhnen [und Töchtern] erwählt hat (21,7).

Mit diesem (achten) Siegerspruch befinden wir uns auch schon in Schlussteil der Offb. Hier nun haben positive Bilder die Oberhand. Johannes sieht einen neuen Himmel und eine neue Erde, was er in Offb 21,1–8 mit leuchtenden Bildern beschreibt.

Ist die Apokalypse auch ein Text für heutige Menschen?

Es ist ja ganz offensichtlich: Auch heute gibt es noch Regionen und Länder, wo Christen gesellschaftlich geächtet, verfolgt oder sogar getötet werden – weil sie sich zu ihrem Glauben an Christus bekennen. Mit den Bildern der »Tagesschau« kommen uns diese Nachrichten ja fast täglich ins Haus. Vor diesem Hintergrund ist das, was Johannes den Gemeinden in der Aisa damals geschrieben hat, gar nicht so antiquiert, sondern höchst aktuell. Für die Menschen in den betroffenen Regionen kann die Offenbarung Trost und Ermutigung zum Durchhalten sein. Johannes schreibt also aus der Perspektive von unten oder vom Rande her.

Für mich persönlich ist die Offenbarung des Johannes ein ambivalentes Buch. Das liegt insbesondere an der starken Polarisierung der Darstellung. An zwei Texten will ich meine Anfragen und Bedenken verdeutlichen.

In Kapitel 6, im Rahmen der Darstellung des fünften Siegels, schreien die Menschen, die wegen ihrer Treue zu Christus hingerichtet wurden, zu Gott.

»Bis wann, Herr, Heiliger und Wahrhaftiger, richtest du nicht und rächst unser Blut an den Bewohnern der Erde?« (Offb 6,10)

Wie verträgt sich dieser Schrei nach Rache mit der dezidierten Versöhnungsbotschaft Jesu? Als »Gegenstimme« lese man einmal die Worte Jesus in Mt 5,44f („Liebet eure Feinde...“) und sein Wort am Kreuz (Lk 23,34), das von Stephanus wiederholt wird, als er von den Juden gelyncht wird (Apg 7,60).

Außerdem komme ich nicht zurecht mit dem ethischen Rigorismus, der an manchen Stellen zum Ausdruck kommt, z.B. in Offb 21,8:

»Aber die Feiglinge und Treulosen, die Befleckten, die Mörder und Unzüchtigen, die Zauberer, Götzendiener und alle Lügner – ihr Los wird der See von brennendem Schwefel sein.«

Jesus hat uns doch von seinem Abba erzählt, der ein barmherziger Gott ist, »der seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute« (Mt 5,45). In den Gleichnissen vom Reich Gottes hat er uns deutlich gemacht, dass Gott alle Menschen liebt und insbesondere denen nachgeht, die scheinbar verloren sind.

Dieses Hoffnungspotential für alle Menschen kommt mir in der Offenbarung des Johannes zu kurz.

Vera Krause

»ELUCHIYAHAM« HEISST AUFBRUCH – ODER:

WIE DAS ERZBISTUM BERLIN IM NORDEN VON SRI LANKA DIE HOFFNUNG AUF EINE BESSERE ZUKUNFT NÄHRT

Von 1983 bis 2009 herrschte in Sri Lanka ein grausamer Bürgerkrieg. Wie fast überall auf der Welt war die Zivilbevölkerung die Hauptleidtragende des zermürbenden Konfliktes zwischen nationaler Armee und tamilischer Autonomiebewegung. Der kriegerischen Auseinandersetzung vorausgegangen war eine zunehmende Ausgrenzung und Diskriminierung der tamilischen Bevölkerungsminderheit durch die singhalesische Bevölkerungsmehrheit bzw. die singhalesische Zentralregierung seit Erlangung der Unabhängigkeit von der englischen Kolonialmacht im Jahr 1948. Die Erhebung des Buddhismus zur Staatsreligion, die Einführung des Singhalesischen als Amtssprache, ein ungerechtes Bildungssystem zu Lasten der Tamilen oder die zunehmende infrastrukturelle Benachteiligung der tamilischen Siedlungsgebiete führten schließlich zur gewaltsamen Eskalation des lange schwelenden ethnischen Konfliktes, der auf beiden Seiten mit äußerster Brutalität geführt wurde.

Die Geschichten ähneln sich, dennoch gehen sie einem immer von neuem unter die Haut: die Geschichten der Vermissten und Getöteten in nahezu jeder tamilischen Familie in Sri Lanka. 26 Jahre Bürgerkrieg haben vor allem im Norden des Inselstaates im Indischen Ozean nichts und niemanden unberührt gelassen. Bis heute. Die Spuren der Zerstörung sind nicht zu übersehen. Nicht in den Straßen. Und nicht in den Gesichtern der Menschen.

Frieden ist mehr als die Abwesenheit von Krieg

Der Frieden, der seit 6 Jahren im Land »herrscht«, lässt zumindest die Waffen ruhen. Doch für die tamilische Bevölkerungsminderheit (15,4 Prozent der Gesamtbevölkerung) bedeutet das Ende der Waffengewalt noch längst nicht die Zurückgewinnung eines annähernd normalen Lebens. Die Nord- und Ostprovinzen Sri Lankas, in denen die meisten Tamilen leben, sind noch immer großflächig vom Militär besetzt. Dabei handelt es sich jeweils um mehrere tausend Hektar Land, auf das die Menschen, denen es gehört, auch sechs Jahre nach Krieg und Vertreibung noch immer nicht zurückkehren können. Das Leben in den Flüchtlingslagern – die es »offiziell« gar nicht mehr gibt! – ist geprägt von Armut, Enge, Arbeitslosigkeit, Mangelernährung. Nicht viel anders geht es auch unzähligen anderen Menschen, die »irgendwo« außerhalb der Flüchtlingslager untergekommen sind, weil auch ihr Land vom Militär oder der Zentralregierung im fernen Colombo noch nicht freigegeben ist. Und die Menschen, die bereits nach Hause zurückkehren konnten, haben nach Jahren oder Jahrzeh-



Lourdes und Subramaniam Sinnaiah, 58 und 62 Jahre alt, leben in dieser Hütte, weil ihr eigenes Haus und ihr Land von der Armee nicht freigegeben wird. Die ehemaligen Bauern schlagen sich als Tagelöhner durch, genauso wie ihre acht inzwischen erwachsenen Kinder, denen jede Zukunftsperspektive fehlt.

ten auf der Flucht meist völlig mittellos erst ganz langsam beginnen können, sich wieder eine Zukunft aufzubauen.

Was den Menschen vor allem in der Nordprovinz ebenso sehr zu schaffen macht wie Armut und Zerstörung, das ist das anhaltende Misstrauen gegenüber den staatlichen Institutionen – und die Angst: fast 100.000 Menschen sind während der Kriegsjahre ums Leben gekommen, 800.000 Menschen waren im Laufe der Jahre im eigenen Land auf der Flucht, wurden zum Teil unzureichend versorgt in La-



Amutha Palanthiriran, 52 Jahre alt, verlor ihren Sohn, als er sechs Jahre alt war, bei einem Granatenangriff während des Krieges. Ihr Mann Nadarasa war zwischen 1995 und 2001 inhaftiert und wurde gefoltert. Im Dezember 2013 wurde er erneut von der Armee verschleppt und wird seitdem vermisst. Amutha arbeitet als Tagelöhnerin in der Landwirtschaft und sichert dadurch gerade so ihr Überleben. Sr. Renuka Simeon von den Heilig-Kreuz-Schwestern im Bistum Jaffna hat ein Witwen-Programm aufgebaut, in dem sich inzwischen 1.500 alleinstehende Frauen organisieren und gegenseitig unterstützen.

Familie Ulanka-Than ist am 10.04.2015 wieder in ihr Heimatdorf, das nur noch aus Ruinen besteht, zurückgekehrt. Die Eltern waren seit 1990 auf der Flucht, haben seitdem – je nach Kriegsverlauf – in verschiedenen Flüchtlingslagern gelebt, dort geheiratet und ihre Kinder zur Welt gebracht. Was die Familie besitzt, kann sie mit sich tragen: Kleidung, Decken, Kochgeschirr, drei Fahrräder, ein Radio ... und ein paar Säcke Reis. Trotz allem ist viel Hoffnung in ihren Gesichtern zu lesen.



gern zwangsinterniert, verloren jegliches Hab und Gut. Unheimlich bis heute ist die Ungewissheit um die Verschwundenen. Abgesehen von den vielen politisch Inhaftierten gelten nach UN-Angaben noch immer knapp 6.000 Menschen als vermisst. Auch nach dem offiziellen Kriegsende vor sechs Jahren kamen v.a. tamilische Männer plötzlich nicht von der Arbeit nach Hause oder wurden nach der Vorladung durch die Polizei oder staatliche Sicherheitsorgane »einbehalten«. Nationale Sicherheit, Terrorverdacht – so oder ähnlich lauten die nichtssagenden »offiziellen« Begründungen, die die Angehörigen in ihrer oft verzweifelten Suche ins Leere laufen lassen.

Das sind die nur schwer nachzuvollziehenden Umstände, in denen sich das Leben in Nord-Sri Lanka seit 2009 langsam zu erholen versucht. Dazu trägt die katholische Kirche vielerorts bei, was sie kann.

Das Bistum Jaffna umfasst die nördlichsten 4.400 qm von Sri Lanka. Die Zahl der Katholiken dort beträgt heute gut 100.000 von insgesamt 1,4 Millionen Einwohnern – vor dem Krieg waren es 170.000 Katholiken. Gut sieben Prozent der Menschen im Norden des Landes also sind katholisch, die große Bevölkerungsmehrheit ist hinduistischen Glaubens, wenige Muslime vervollständigen das Bild des Glaubens in dieser Region, in der Tamilen schon seit über zweitausend Jahren leben.

Zu den großen Herausforderungen der Ortskirche gehört es, dass das Bistum Jaffna die Hauptkriegsschauplätze umfasst, also kaum irgendwo sonst im Land so viel Leid erfahren wurde oder so viele Menschen gestorben sind, wie hier. Zu den traumatischen Erfahrungen der Kriegsjahre kam für die Menschen im Jahr 2004 noch die Tsunami-Katastrophe dazu. Mehr als 30.000 Menschen kamen dabei in Sri Lanka insgesamt ums Leben, 10.000 allein an der Küste bzw. im Distrikt Mullaittivu, der südöstlichen Region des Bistums.

Kirche zwischen Zerstörung und Wiederaufbau

Kirchen und kirchliche Einrichtungen wurden in all diesen Jahren ebenso zerstört, wie Schulen, Krankenhäuser oder die Wohnhäuser, die Felder oder die Fischerboote der Menschen. So ist die Kirche im Bistum Jaffna eine Kirche zwischen Zerstörung und Wiederaufbau, so wie die gesamte Gesellschaft der Nordprovinz von Sri Lanka eine Gesellschaft zwischen Zerstörung und Wiederaufbau ist. Die wenigen Mittel der Kirche werden nach Möglichkeit allen Menschen zur Verfügung gestellt. Ob Fischerpastoral, Witwen-Programm, Sorge um Kriegswaisen, ambulante Gesundheitsversorgung, Menschenrechtsarbeit, Computerkurse oder Vorschule: Das sozialpastoral ausgerichtete Engagement im Bistum Jaffna steht allen Menschen offen, nicht nur Katholiken.

Es ist erstaunlich, was die verarmten Gemeinden, Ordensgemeinschaften oder auch kleine diözesane Einrichtungen alles auf die Beine stellen. Dennoch fehlt es an allen Ecken und Enden: finanzielle Mittel, funktionsfähige Räumlichkeiten, qualifiziertes Personal, Fortbewegungsmöglichkeiten – all das ist und bleibt auf absehbare Zeit Mangelware und ist auf Hilfe von außen angewiesen.

Weltkirchliche Solidarität

Darum hat das Erzbistum Berlin seit 2011 ganz praktisch damit begonnen, sich mit der Kirche vor Ort für die arme und traumatisierte Bevölkerung zu engagieren. Vor fast genau vier Jahren, im August 2011, wurde in Ilavalai auf der Jaffna-Halbinsel ein sozialpastorales Zentrum eingeweiht, das mit Geldern des Erzbistums Berlin gebaut und seitdem in seinen Programkosten auch unterhalten wird. »Eluchiyaham – Center for empowering people« lautet der Name dieses Zentrums, in dem Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene und Frauen Bildung und Ausbildung erhalten. In Kooperation mit Missio-Aachen konnte im Mai 2015 ein Erweiterungsbau hinzugefügt werden, sodass aktuell gut 700 Personen regelmäßig an den angebotenen Kursen teilnehmen können.

»Eluchiyaham« ist das tamilische Wort für »Aufbruch«. »Center for empowering people« beschreibt gut die Bewegung, um die es bei diesem Aufbruch allen am Pastoralzentrum Beteiligten geht: die Menschen aufzurichten,

ihnen nach Krieg, Zerstörung und Vertreibung ihre Würde, Kraft und Kreativität zurückzugeben, sie zu fördern und zu »ermächtigen«, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen.

Lernen fürs Leben

Das Angebot des ehrenamtlich geleiteten Zentrums ist vielfältig: Kurse zu religiösen Themen, zu Friedensarbeit oder gewaltloser Erziehung/Kinderrechten; Vorschule; Sprachunterricht in Tamil, Englisch und Singhalesisch; Mathematik; Nachhilfe in allen gängigen Schulfächern, je nach Bedarf; Computerkurse; Instrumentalunterricht für Geige, traditionelle und moderne Percussion sowie für Orgel und Klavier; Kurse für modernen Tanz, für klassischen tamilischen Tanz sowie für klassisches tamilisches Theater, das man sich optisch so ähnlich wie die bei uns bekanntere Chinesische Oper vorstellen kann: reich an klassischen Rollen und Kostümen werden Ausdrucksformen von Musik, Gesang, Schauspiel und Tanz in lokaltypischen Ausformungen vereint. Komplettiert wird das Angebot von Eluchiyaham durch zwei qualifizierte Ausbildungsgänge, durch die Frauen die Möglichkeit erhalten, sich entweder zur Schneiderin ausbilden zu lassen oder im Kunsthandwerk mit Blättern der Palmyrapalme, aus der in Sri Lanka traditionell verschiedenste Alltagsgegenstände hergestellt werden. Beides hilft unmittelbar zur Versorgung der eigenen Familie und ermöglicht darüber hinaus ein eigenes regelmäßiges Einkommen.

links:
Vorschulklasse
im Eluchiyaham-
Center



rechts:
Ausbildung zur
Schneiderin



links:
Computer-Kurs

rechts:
Englisch-Klasse

Vom Überleben zum Leben

Für die Kinder, Jugendlichen und Frauen, die im Grunde alle aus dem Überleben der Flüchtlingslager, aus den umliegenden Hütten und den nur langsam wieder hergerichteten ehemaligen Kriegsgebieten kommen, bedeutet das Angebot von Eluchiyaham eine außergewöhnliche Chance.

Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten sind auch sechs Jahre nach dem Krieg nur eingeschränkt vorhanden oder können von den Familien nicht finanziert werden. Lehrer/innen fehlen, sodass in den Schulen in sehr großen Klassenverbänden und oft fächerübergreifend unterrichtet werden muss. In Fächern wie Mathematik, Englisch oder Physik gehen Lehrer/innen von Klasse zu Klasse, ältere Schüler/innen führen Aufsicht oder erklären den Jüngeren die Unterrichtsinhalte. Zuhause fehlen nicht zuletzt die räumlichen Möglichkeiten, die es erlauben würden, für die Schule zu lernen oder gar zu studieren. Eine oft angespannte Familienatmosphäre in Enge, Armut und Überlebenssorge verschärft noch die Situation, die die Unterstützung der schulischen Bildung in einem Zentrum wie Eluchiyaham so dringlich macht.

Eine andere Folge der langen Kriegsjahre ist ein schleichender Verlust der tamilischen Kultur – was von der Zentralregierung im fernen Süden des Landes durchaus gewollt war. Fast dreißig Jahre lang hatte die tamilische Bevölkerung nur äußerst eingeschränkt die Chance, ihre Kultur zu pflegen und an die jüngere Generation angemessen weiterzugeben. Kulturelles Selbstbewusstsein, Sprache, alltägliche Lebensweisen, Literatur, Musik, Tanz, Theater – für all das war in Krieg und Vertreibung wenig Platz. Umso wichtiger ist es, dass die Kinder und Jugendlichen heute wieder lernen, wer sie sind und wie reich der eigene kulturelle Schatz ist. Dafür bietet ihnen Eluchiyaham einen Ort, die Gemeinschaft sowie Ausstattung und

qualifizierte Schulung in verschiedensten Bereichen. Die Kinder, Jugendlichen und auch junge Männer und Frauen nehmen begeistert und fleißig diese Angebote wahr. Und wenn sich eine Gelegenheit zur Aufführung bietet, ist es für das Publikum ebenso begeisternd zu sehen, welche Professionalität die einzelnen Klassen erreichen. Großartig – für die gesamte Bevölkerung der Umgebung!

Weltkirchliche Kollekte

Die Familien aller am Eluchiyaham-Programm teilnehmenden Kinder, Jugendlichen, jungen Erwachsenen und auch die Frauen in den Ausbildungskursen zahlen einen monatlichen Beitrag. Dieser Beitrag ist an den geringen finanziellen Möglichkeiten der Bevölkerung ausgerichtet. Eluchiyaham erhält auch Spenden, nicht »nur« Geld, sondern etwa in Form von geschenkten Instrumenten oder Computern. Kontinuierlich und verlässlich arbeiten kann das Pastoralzentrum jedoch nur durch die Unterstützung des Erzbistums Berlin.

Das Mädchen auf dem diesjährigen Plakat zur weltkirchlichen Kollekte heißt Dania Nixon und ist vier Jahre alt. Sie besucht die Vorschule in Eluchiyaham und nimmt auch am ersten Jahr der Klassen für Englisch und Singhalesisch teil. Sie gehört zu der Kindergeneration, die nach dem Krieg geboren ist. Es scheint, als schaue sie ohne Angst und ohne allzu viele Sorgen nach vorn – in eine friedvolle Zukunft. Sie und die Bevölkerung von Ilavalai auf diesem Weg zumindest ein wenig zu begleiten, ist eine verantwortungsvolle wie wunderbare Aufgabe, zu der wir als Weltkirche eingeladen sind.

Unter anderem in diesem Anliegen bitten wir darum, die Kollekte für weltkirchliche Aufgaben des Erzbistums Berlin am 29./30. August 2015 in allen Gemeinden tatkräftig zu unterstützen. HERZLICHEN DANK!



Nach langem Training und mit selbstgeschneiderter Kleidung: Klassischer tamilischer Tanz einer Eluchiyaham-Gruppe



Die Zukunft im Blick: mit unserer Hilfe



Kollekte für
weltkirchliche Aufgaben
des Erzbistums Berlin am 29./30. August 2015

Infos: www.erzbistumberlin.de/weltkirche

Alfred Herrmann

BRÜCKENBAUER ZWISCHEN GEMEINDEN UND SCHULEN

RELIGIONSLEHRER AN STAATLICHEN SCHULEN: EIN BESONDERER SCHATZ FÜR JEDEN PASTORALEN RAUM

Mittags, um kurz vor halb eins ist es soweit: mehr als 100 Sechstklässler stürmen die Salvatorkirche in Berlin-Schmargendorf. Sie kommen, um gemeinsam einen ökumenischen Segnungsgottesdienst zu feiern. Ihrer Grundschulzeit endet in wenigen Tagen. Nach den Sommerferien werden sie andere Schulen besuchen. »Laudato si, o mio, Signore«, singen die Kinder. Franziskus ist das Thema des Gottesdienstes. Es geht um die Freude im Leben, um Gottvertrauen und Sorglosigkeit im Herzen, um Hilfe für den Nächsten und die Liebe zu Gott.

Segnungsgottesdienst für die Grundschüler der 6. Klasse in der Kirche St. Salvator in Berlin-Schmargendorf.



Foto: Alfred Herrmann

Tammy, Isabel und Karla lesen den Sonnengesang. Emilie und Elisabeth singen »Liebe das Leben«. Antonio und Damian tragen Bilder über Franz von Assisi durch die Reihen ihrer Mitschüler. Der halbstündige Gottesdienst ist voller Leben. Aufmerksam hören die Kinder zu, als die evangelische Religionslehrerin Rosemarie Janzen aus den Legenden des heiligen Franziskus erzählt. »Wir alle befinden uns auf dem Weg. Wer begleitet uns, wer hilft uns auf der Suche nach dem Ziel, wer ist da, wenn es Probleme gibt?« fragt Janzen zum Schluss. »Jesus«, »Gott«, »Christus«, kommt es aus den Kirchenbänken. Janzen setzt nach: »Glaubt ihr an Gott?« »Ja«, »Ja«, »Ja«, antworten die Kinder. Danach formulieren die Religionslehrkräfte Fürbitten für ihre bald ehemaligen Schüler. »Herr, schenke Ihnen Kraft und Mut für die Veränderungen im Leben«, heißt es da. Am Ende beten alle das Vaterunser und gemeinsam spenden die evangelische Schulpfarrerin Heike Brandt und Salvatorianerpater Bernd Dangelmayer den Segen.

Damian trägt Bilder aus dem Leben des heiligen Franziskus durch die Bankreihen.



Foto: Alfred Herrmann

»Wir haben die Kinder von der ersten Klasse an sechs Jahre lang begleitet. Jetzt möchten wir ihnen gerne den Segen Gottes für ihren weiteren Lebensweg mitgeben«, erklärt Religionslehrerin Anette Aßmuth die Bedeutung dieses Gottesdienst für sie und ihre Fachkollegen. Sie ist froh, dass die vier staatlichen Schulen – die Carl-Orff-, die Alt-Schmargendorf-, die Grunewald- und die Judith-Kerr-Grundschule – bereitwillig mitmachen. Selbstverständlich ist das nicht. »Es hängt viel von der jeweiligen Schulleitung ab, wie sie das Fach und das Thema Religion im Schulalltag verortet, ob sie Religion nur am Rande zulässt oder in die Mitte holt.«

Vernetzt mit den Dekanaten

Anette Aßmuth ist nicht nur katholische Religionslehrerin an der Carl-Orff-Grundschule, sondern zugleich auch Dekanatsschulseelsorgerin für Charlottenburg-Wilmersdorf. Ihr Auftrag: Kontakte knüpfen zwischen den 47 staatlichen Schulen und den sieben katholischen Pfarreien im Dekanat. Sie sitzt hierfür im Pastorkonvent und im Dekanatsrat und ist Mitglied im Pfarrgemeinderat von St. Karl Borromäus. Zudem sorgt sie sich um den Austausch unter den Religionslehrkräften. Zweimal im Jahr bietet sie eine Veranstaltung für die 30 Religionslehrer ihres Dekanats an mit Themen wie »Schulpastoral im Lehrerzimmer – wie geht das?« oder »Unterwegs mit Gottesdienst – Ökumenischer Abschlussgottesdienst für die 6. Klassen«. Für ihre Aufgaben als Dekanatsschulseelsorgerin, für die sie eigens eine Fortbildung absolviert hat, stehen ihr zwei Schulstunden pro Woche zur Verfügung.

Acht Dekanatsschulseelsorgerinnen und -seelsorger engagieren sich im Erzbistum Berlin, sechs von ihnen in Berlin und zwei in Brandenburg. 230 Lehrkräfte unterrichten im Erzbistum Berlin an staatlichen Schulen katholische Re-

ligion. Mehr als 21.000 Schülerinnen und Schüler besuchen diesen Unterricht, fast 17.000 in Berlin, rund 3.700 in Brandenburg und 500 in Vorpommern. Nicht alle gehören der katholischen Kirche an. Einige Kinder sind muslimisch, zahlreiche konfessionslos, einige Mitglied anderer christlicher Kirchen. Ihre Eltern sehen im freiwilligen katholischen Religionsunterricht die Chance, ihren Kindern eine qualitätsvolle Werteerziehung mitzugeben.

Mehr als bloßer Religionsunterricht

Für Inge Kerschewicz zeigt sich im katholischen Religionsunterricht an staatlichen Schulen ein klassischer »Ort kirchlichen Lebens«, wie er in den Leitlinien zum Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« beschrieben wird. Darin heißt es: »Orte kirchlichen Lebens« eröffnen Räume, »in denen Menschen als Suchende am Anfang ihres Glaubensweges stehen«. Sie bilden »Brücken für die kirchliche Sendung«. An ihnen werde das »Zeugnis des Einzelnen lebendig«. »Im Religionsunterricht begegnen Schüler der Kirche mitten an ihrem Lebensort Schule«, betont die Dekanatsschulseelsorgerin von Tempelhof-Schöneberg. »Durch ihre Religionslehrer lernen sie positiv gelebten Glauben kennen.« Religionsunterricht an einer öffentlichen Schule bilde für viele Kinder und Jugendliche sowie für ihre Eltern den ersten Kontakt mit Kirche. Das gelte nicht nur für konfessionslose oder muslimische, sondern insbesondere auch für kirchenferne katholische Kinder und ihre Eltern. »Religionslehrer an staatlichen Schulen sind ein besonderer Schatz für jeden Pastoralen Raum, weil sie Kontakt zu Kindern, Jugendlichen und Familien haben, die sonst möglicherweise nicht im Blick wären.«

»Schulpastoral eröffnet eine Chance, in öffentlichen Schulen Impulse zu setzen, die über die Wissensvermittlung des Unterrichts hinausgehen, auch außerhalb der Schul-



Die Schülerinnen, hier Lisa, lesen den Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi vor.

Foto: Alfred Herrmann

stunden«, so Kerschewicz. Sie holt zum Beispiel das Friedenslicht von Bethlehem in die Schule, greift die Sternsingeraktion auf und nutzt die geprägten Zeiten für Projekttag zu religiösen Themen. Sie bereitet ökumenische Segnungsgottesdienste vor, veranstaltet Tage religiöser Orientierung und Aktionen zum ökumenischen Jugendkreuzweg für Oberschüler. Sie dient als Ansprechpartnerin in Krisensituationen und bringt ein offenes Ohr für die Probleme ihrer Kollegen im Lehrerzimmer mit. Deshalb ist sie auch zu einem Mitglied der erweiterten Schulleitung ihrer Schule berufen worden. Momentan plant Kerschewicz einen Religionsschülertag für die rund 1.000 Kinder und Jugendliche in ihrem Dekanat, die an einer staatlichen Schule den Religionsunterricht besuchen.

Religionslehrkräfte wie Kerschewicz bieten in der Regel weit mehr als bloßen Religionsunterricht, insbesondere in den Grundschulen. Sie machen Glaube und Kirche durch gezielte schulpastorale Projekte erfahrbar – auch für Kinder und Jugendliche, die fern von Kirche und Pfarrei stehen. Das meiste geschieht in Eigeninitiative und in ihrer Freizeit. Kerschewicz fühlt sich daher vom Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« besonders berührt. Religionslehrkräfte an staatlichen Schulen können ihren Gemeinden einiges mitgeben und eine Brücke zwischen den Lebensorten Schule und Gemeinde schlagen, ist sie überzeugt. »Religionslehrer an staatlichen Schulen machen Erfahrungen, die weit über jene der Gottesdienstgemeinde hinausgehen. Schule ist ein sehr intensiver Lebensort für alle. Religionslehrer wissen, was geglaubt und was gelebt wird. Darüber können sie mit ihren Gemeinden sprechen. Sie können Anfragen an Kirche weiterleiten und Angebote der Kirche an die Menschen bringen.«

Mehr Zeit für Pastoral und Seelsorge

Allerdings werden Religionslehrkräften an staatlichen Schule für diese kreative pastorale Tätigkeit keine Zeit zur Verfügung gestellt. In der Regel sind Religionslehrkräfte an mindestens zwei Schulen, teilweise an bis zu fünf Schulen eingesetzt. Die personellen Ressourcen sind begrenzt. Daher setzen Religionslehrkräfte an ihren Schulen und in ihren Pfarrgemeinden pastorale und seelsorgliche Impulse, die über den Religionsunterricht hinaus reichen, wenn dann in ehrenamtlicher Arbeit und aus eigenem Interesse um.

Dabei gibt es fruchtbare Vorbilder. Katholische Schulen im Erzbistum verfügen über je eine Schulseelsorgerin beziehungsweise je einen Schulseelsorger, Lehrkräfte mit einer Freistellung von zwei Schulstunden pro Woche für pastorale und seelsorgliche Impulse. Auch eine

Dekanatsschulseelsorgerin beziehungsweise ein Dekanatsschulseelsorger verfügt über zwei freigestellte Schulstunden pro Woche, allerdings für bis zu 47 staatlichen Schulen in einem Dekanat. Wenn pastorale Impulse gesetzt, Religionslehrkräfte betreut und Sitzungen der Dekanatsgremien besucht werden sollen, ist dieser Aufgabenbereich ohne zusätzliches ehrenamtliches Engagement nicht vernünftig zu bewältigen. Der Religionsunterricht an staatlichen Schulen sei in den zurückliegenden 15 Jahren in Berlin zu wenig im Blick, stellt Kerschewicz daher fest. Doch mittlerweile werde der gesellschaftliche Wandel zunehmend auch auf Gemeindeebene wahrgenommen, hofft sie auf eine Verbesserung im Zuge des Pastoralen Prozesses.

»Für die Erziehung eines Kindes braucht man das ganze Dorf.« Ulrich Kaiser zeichnet verantwortlich für den Bereich Schulseelsorge in der Abteilung Schulpastoral im Erzbischöflichen Ordinariat. Er zieht den Kreis weiter, wenn er über Glaubensvermittlung an Kinder und Jugendliche nachdenkt. Kaiser plädiert dafür, den Pastoralen Prozess zu nutzen, um eine engere Vernetzung von Religionslehrkräften staatlicher Schulen mit den Pfarreien herzustellen. Er appelliert, den Wandel vom Nebeneinander zum Miteinander zu bewältigen. »Kinder und Jugendliche verbringen heute wesentlich mehr Zeit in der Schule als früher. Warum sollten Kirchengemeinden und Jugendverbände nicht die Chance nutzen und sich im Ganztagsbereich der Schulen engagieren?« Das diakonische Engagement der Schulkinder könne gefördert und ein Beitrag zur Humanisierung des Schulalltags geleistet werden oder sogar die Sakramentenvorbereitung in der Schule stattfinden, nennt Kaiser Beispiele für pfarrgemeindliches oder verbandliches Engagement im Nachmittagsbereich der Schulen. »Es wird Zeit, darüber nachzudenken, wo wir was mit welchen Jugendlichen machen, und wo und wie wir Kinder und Jugendliche erreichen, die wir bislang übersehen haben.«

Welche Rolle dabei künftig Dekanatsschulseelsorger spielen sollen, ist sich Kaiser sicher. Sie sollten weiterhin eine Brücke zwischen Schulen und Gemeinden schlagen. Allerdings könnte jeder Pastorale Raum einen eigenen Schulseelsorger für staatliche Schulen bekommen, fordert Kaiser eine personelle Verstärkung in diesem Bereich, wenn sich die Dekanate im Zuge des Pastoralen Prozesses auflösen. Diese Schulseelsorger sieht er zwingend als Teil des Pastoralteams. Auch wünscht er sich mehr als zwei Schulstunden, die ein Schulseelsorger für diese spezifische Seelsorge an staatlichen Schulen freigestellt wird.

Das Ganze neu denken

»Der Pastorale Prozess bietet uns die Möglichkeit, das Ganze neu zu denken.« Helga Mies, ist Dekanatsschulseelsorgerin für Potsdam-Luckenwalde. Aus Brandenburg berichtet sie, wie intensiv katholische Religionslehrkräfte mit ihren Pfarreien verbunden sind. Aber auch sie fordert mehr bezahlte Zeit für die Seelsorge an staatlichen Schulen. Mies könnte sich vorstellen, dass jeder Religionslehrer die Möglichkeit bekommt, für einzelne pastorale Projekte an seiner Schule freie Zeit zu beantragen. »Vieles an ihren Schulen stellen Religionslehrer in ihrer Freizeit auf die Beine. Die Stunden dafür beantragen zu können, würde sie noch stärker motivieren, Zeit in Projekte zu investieren, die den Glauben weitertragen.«

Nach dem Segnungsgottesdienst in der Salvatorkirche in Berlin-Schmargendorf lädt die Pfarrgemeinde St. Karl Borromäus die Schulkinder zu Würstchen und Brötchen, Eis und Apfelsaft ein. Das habe seit zehn Jahren Tradition, meint Barbara Bohnert. Die Pfarrgemeinderatsvorsitzende kam eigens zum Schulabschlussgottesdienst in die Salvatorkirche. »Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, sich als Pfarrei bewusst für Schulkinder von staatlichen Schulen zu engagieren.« Bohnert erzählt von Fronleichnam und Allerheiligen. An diesen Tagen, die als katholische Feiertage anerkannt sind, betreut ihre Pfarrei die katholischen Kinder, die vom Unterricht freigestellt sind. »An diesem Tag hat die Pfarrei die Chance, sämtliche Religionsschüler den ganzen Tag zu Gast bei sich zu haben und mit ihnen inhaltlich zu arbeiten«, freut sich Bohnert über diese besondere Chance in der Kinderkatechese. »Darauf stellen wir uns in St. Karl Borromäus ein und bieten ein Mittagessen für die Kinder an. Eine bessere Möglichkeit, Bindungen zu Kindern und Eltern aufzubauen, kann man als Gemeinde nicht bekommen.«



Foto: Alfred Herrmann

*Gern gesehene Gäste:
Nach dem Gottesdienst verteilen
Helfer aus der Pfarrgemeinde
Würstchen, Eis und Apfelsaft.*

»IN DEN GEMEINDEN DER ODER-GRENZREGION ZIEHT NEUES LEBEN EIN«

DIE RELIGIONSLEHRERIN MARIA BEXTEN BERICHTET VOM ZUZUG VIELER POLNISCHER FAMILIEN

Vorpommern hat in seiner katholischen Laufbahn der letzten 150 Jahre alle erdenklichen Höhen und Tiefen erlebt und immer wieder stand und fiel alles mit den polnischen Katholiken. Waren es vor 100 Jahren die polnischen Schnitter, die als Saisonarbeiter auf den Gutshöfen arbeiteten, wegen derer die Kirchen in ganz Vorpommern überhaupt gebaut wurden – und nach dem 2. Weltkrieg die Flüchtlinge, die hier eine neue Heimat fanden, so sind es jetzt seit der Öffnung der Grenzen viele Familien aus Polen, die in die Grenzregion umsiedeln, weil sie die Hoffnung haben, hier ein besseres Leben führen zu können als in ihrer polnischen Heimat.

In wenigen Jahren hat sich die Altersstruktur beispielsweise in der Gemeinde St. Otto in Pasewalk völlig verändert. Dachte man vor 10 Jahren noch daran, dass die Gemeinde in Pasewalk in absehbarer Zeit möglicherweise aussterben würde, so verzeichnen wir heute einen enormen Zuzug. Auf dem Papier hat sich die Gemeinde zahlenmäßig mehr als verdoppelt. Viele junge Familien machen einen neuen Anfang auf der deutschen Seite der Grenze nach Polen.

Aus ungefähr 1000 überwiegend älteren Gemeindemitgliedern sind innerhalb weniger Jahre 2200 geworden. Theoretisch möchte man sagen, denn es stellt sich die Frage nach der erlebbaren Situation vor Ort.

Seit sechs Jahren arbeite ich als Religionslehrerin im Bereich der Pfarrgemeinde St. Otto in Pasewalk. Dort gab es den Unterricht in den Gemeinderäumen, der auch völlig ausreichend erschien. Ich bekam den Auftrag, mich nach Löcknitz hin zu orientieren, weil dort mittlerweile einige polnische und eben katholische Familien wohnen würden.

In der dortigen Grundschule gab es in jeder Klasse ungefähr 3–4 polnische Kinder. Inzwischen sind von den derzeit 220 Kindern an der Grundschule 100 Kinder polnischer Herkunft. Diese stark angestiegene Zahl von zugezogenen, nicht ursächlich hier beheimateten Kindern und Familien wirkt sich auf den Schulbetrieb genauso aus, wie auf das Leben in der Stadt und den umliegenden Dörfern.

Nur wenige Schüler sind dort, wo ihr deutscher Wohnort ist, auch schon verwurzelt. In die Gemeinden der Grenzregion zieht neues Leben ein, aber es sind vielfach nur

Schlafstätten. Keine Geschäfte, keine Vereine oder Gaststätten, bestenfalls noch eine evangelische Kirche, in der gelegentlich ein Gottesdienst gefeiert wird.

Da ist es vollkommen verständlich, dass man seine alte Heimat nicht aufgibt, sondern an jedem Ort mit einem Bein steht.

Für die Kinder ist das durchaus schwierig, sie selber leben eigentlich viel intensiver in Deutschland, weil sie hier in der Schule eben auch Freundschaften knüpfen. Viele Eltern leben hier aber absolut zurückgezogen, vermutlich ist die Sprache das große Hindernis. An den Schulen gibt es mittlerweile viele Sprachförderkurse, die Erwachsenen haben es da nicht so leicht. Polnische Katholiken leben bekanntlicherweise noch sehr viel stärker verhaftet in ihren Traditionen und Gebräuchen als die deutsche Bevölkerung. Insbesondere im religiösen Bereich erlebe ich das bei den Kindern in der Schule. Wenn es um biblische Erzählungen geht oder um Heilige, so bringen viele Kinder ein erstaunliches Wissen aus ihrem familiären Umfeld mit, oft erzählen die Kinder, dass ihre Oma ihnen dies oder jenes erzählt hat. Bestimmte Feiertage, wie zum Beispiel Allerheiligen, spielen auch eine erhebliche Rolle. Die Kinder berichten mir jedes Jahr ganz beeindruckt von ihren Erlebnissen mit den vielen Kerzen und Blumen auf dem Friedhof.

Viele Familien fahren am Sonntag nach Polen in einen grenznahen Ort, um dort die Heilige Messe mitzufeiern. Für manche Kinder wird das zu einem Problem, denn das, was dort teilweise vermittelt wird, oder sie davon verstehen, paßt nicht zu dem Leben, das sie führen zwischen den Welten. In Deutschland möchten sie mit ihren Freun-



Die Katholische Kirche St. Otto mit Gemeindezentrum in Pasewalk

Foto: Alfred Herrmann

den z.B. gerne auch Halloween feiern und sich verkleiden, aber in der Kirche wird ihnen wochenlang vorher eindringlich vermittelt, dass es nicht gut sei. Es gibt immer wieder Unterrichtsstunden, die ich damit zubringe über die Dinge zu sprechen, die für sie im Raum stehen und in gewisser Weise belastend sind. Oder wenn es um die Frage geht, ob es denn wirklich eine so schwere Sünde sei, wenn sie nicht jeden Sonntag in die Kirche gingen, ihr Vater sei doch schließlich gar nicht immer da, weil er auf Montage arbeitet ... Immer wieder werde ich gefragt, ob ich denn überhaupt katholisch sei, denn es gäbe doch eigentlich gar keine Katholiken in Deutschland.

Religion hat ganz wesentlich etwas mit Heimat zu tun, genauso wie Sprache.

Insofern ist es nur zu verständlich, dass viele polnische Gemeindemitglieder den Gottesdienst in ihrer Muttersprache bevorzugen. Sprache, Bräuche, Lieder, Gebete, all das ist auch Heimat. Viele Kinder sagen mir: »Aber ich habe doch noch nie in deutsch gebetet ...« Oder: »Ja, das kenn ich glaub ich, aber nur in polnisch ...«

Ich selber habe große Bedenken bei der Frage, wo denn die junge Generation sich religiös gesehen beheimaten kann. Sie sprechen die deutsche Sprache, leben und lernen hier, beten aber (wenn überhaupt) in Polen. Wie lange wird das so gehen, auch für die Eltern. Verabschieden

sie sich nicht schleichend von der Kirche und dem religiösen Leben bis dann bestenfalls nur noch Allerheiligen und Oplatek bleibt?

Ich denke, dass Gemeinden vor Ort hier eine wichtige Aufgabe haben. Der Religionsunterricht ist da nur ein kleiner Baustein. Wir dürfen nicht warten und denken, dass es reicht, die Zeiten für die Hl. Messen zu veröffentlichen. Insbesondere bedingt durch die flächenmäßige Größe unserer Gemeinde (über 1000 km²) würde es ja fast an ein Wunder grenzen, wenn sich jemand 30 km weit auf den Weg macht in eine Kirche, die er nicht kennt, zu Menschen, die er nicht kennt, um Gebete und Lieder zu hören, die ihm nicht vertraut sind. Da ist es dann wahrlich einfacher über die polnische Grenze in eine Kirche zu fahren, die näher liegt.

Im Hinblick auf die Sakramente der Erstkommunion und Firmung erfahre ich das bei meinen Schülern oft sehr deutlich. Wer seine Wurzeln noch in Polen hat, wendet sich dort hin. Manche Kinder fragen mich, sicher auch im

In der Mitte unsere Autorin Maria Bexten mit P. Grzegorz Mazur und Gemeindemitgliedern



Foto: Alfred Herrmann

Auftrag der Eltern, die nicht wissen, an wen sie sich wenden können, wie das denn mit der Erstkommunion sei.

Oder sie entschuldigen sich bei mir, dass sie da so einen Brief bekommen hätten von der Kirche, aber die Mutter hätte schon mit einem Pfarrer in Polen gesprochen (den sie dann auch gar nicht unbedingt kennt).

Ich denke, dass diese vielen neuen Gemeindemitglieder eine große Aufgabe für unsere Gemeinden sind und eine Chance, wieder einen lebendigen Neustart zu wagen.

Die Kinder, die ich im Religionsunterricht erlebe, sind oft hochmotiviert, interessiert und begeisterungsfähig. Leider gibt es in den Außenbereichen der Gemeinde noch keine Angebote wie Gruppentreffen oder gar Ministrantenstunden.

*St. Otto in Pasewalk – eine Gemeinde
mit großen Herausforderungen*

Von oben nach unten:

Festgottedienst zur 100-Jahrfeier 2011

Feier der Erstkommunion 2012

Fronleichnamprozession 2013

Feier der Osternacht 2013

Aussendung der Sternsinger 2013

Feier der Erstkommunion 2014

Firmung 2015

Mit den wenigen Möglichkeiten, die ich habe, finden sich seit 5 Jahren immer Kinder, die sich als Sternsinger zur Verfügung stellen, um bei bekannten Familien und in einem ganzen Dorf zu singen und zu sammeln. Das ist in Polen durchaus nicht üblich und manche Kinder würden gerne mitmachen, bekommen aber nicht die Erlaubnis der Eltern, es ist das Fremde und Neue, das oft eben auch Angst macht.

Allerdings würde ich es trotzdem als ganz kleinen, aber guten Anfang werten, aktiv zu werden, gemeinsam etwas zu schaffen. Hier an dem Ort, an dem sie wohnen, wichtig zu sein, in der Verbundenheit zu den Sternsängern in den anderen Teilen unserer Gemeinde, von denen ich natürlich berichte, und zu den vielen anderen in ganz Deutschland.

Immer wieder sprechen mich ältere Schüler an, die gerne Kathastrophenhilfe leisten möchten oder Missionsprojekte unterstützen wollen. Wir haben schon Apfelbäume in einem Slum in Peru gepflanzt, für einen Brunnenbau in Afrika gespendet, bei der Caritasnothilfe unser dafür erwirtschaftetes Geld eingezahlt, als es um die Tsunamihilfe auf den Philippinen ging, Misereorprojekte unterstützt und unlängst haben Schüler mit sehr viel Einsatz die Projektarbeit der Missionsfranziskaner gefördert. Alles Initiativen der Schüler, die den Wunsch haben, ihr Leben sinnvoll zu gestalten, verantwortlich zu handeln. Diese Offenheit der Kinder und Jugendlichen müßte für uns eben auch als Gemeinde Ansporn sein, unseren Schritt in deren Richtung zu setzten, wie auch immer. Es lohnt sich genauer hinzusehen und zu handeln für eine gute Zukunft hier vor Ort und wo immer.

Den großen Schülerzahlen im Löcknitzer Randgebiet unserer Gemeinde würde ich aber niemals die kleinen Gruppen in unseren Gemeindestandorten Pasewalk und Strasburg opfern wollen. Auch wenn ich zeitlich gesehen längst an meine Grenzen gestoßen bin und den Unterricht von sieben Standorten auf vier reduziert habe.

Die sicher objektiv gesehen wenigen Kinder, die sich dort am Nachmittag zum Unterricht versammeln, haben große Wertschätzung verdient, da sie jede Woche Zeit und Weg am Nachmittag auf sich nehmen, um zum Religionsunterricht zur Kirche zu kommen – und das Gute keimt ja bekanntlich oft im Kleinen und Verborgenen und ist nicht in Zahlen zu messen.

*Maria Bexten, Religionspädagogin, tätig im Schuldienst im Bereich
der Gemeinde St. Otto Pasewalk, in Löcknitz, Pasewalk und Strasburg*



Alle Fotos: Kath. Pfarrgemeinde-Pasewalk

TRITT EIN – DIE KIRCHE IST OFFEN

DIE EHRENAMTLICHE MITARBEITERIN HEIDEMARIE SPANGENBERG ERZÄHLT VON IHREN EINDRÜCKEN

Besonders schön, eine Perle der Stadt Schwedt,
ist die Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt,
im ältesten Stadtteil Schwedts.
Von 1895 bis 1898, in der Kaiserzeit, wurde die
Kirche im neugotischen Stil erbaut
und 1898 eingeweiht.



Der Kaiser war protestantisch. In Brandenburg lebten und leben die katholischen Christen in der Diaspora. Erst seit 1853 sind wieder katholische Christen in Schwedt sesshaft. Bis zum Kirchenbau zelebrierte der Priester die Messe im Saal einer Gaststätte auf dem Flinkenberg. Zur damaligen Zeit gehörten 300 Katholiken der Gemeinde an. Einige wohlhabende Schwedter Familien brachten mit Stiftungen finanzielle Mittel auf, auch mit Spenden der Gläubigen wurde die Kirche errichtet. Die Baupläne stammten vom Berliner Bauinspektor Max Hask. Er war auch am Bau des Berliner Pergamonmuseums beteiligt.

Nach dem 2. Weltkrieg wuchs die katholische Gemeinde spürbar an. Viele Gläubige kamen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten dazu. In den Jahren von 1960 bis 1985 wuchs Schwedt zu einem Industriestandort. Die Kirchengemeinde vergrößerte sich. Um die Jahrtausendwende gab es viele Austritte aus der Kirchengemeinde.



Eine der großen Rosetten über dem Quereingang

Ein großes Schild – »Tritt ein – die Kirche ist offen« – lädt jeden Interessierten zum Besuch der Kirche ein. Unsere Stadt ist mit der katholischen Kirche schöner geworden. 2013 bekam die Gemeinde neue Kirchenfenster, die von den Glaskünstlern Georg Nawroth, Thomas Kuzio und Helge Warme gestaltet wurden. Fenster sind Augen des Bauwerks. Zwei große Rosetten auf beiden Seiten des Quergangs erstrahlen im Sonnenglanz. Für mich hat es den Anschein – Gott sieht ins Innere der Kirche. Acht kleine Fenster umkreisen ein großes Fenster in der Mitte. Das gesamte Weltall spiegelt sich in Gottes Augen und der runden Form der abstrakten bleiverglasten Fensterbilder wider. Gott wacht über die Gestirne und über jeden Menschen.



links: Blick in den Chorraum

rechts: Eines der großen Fensterbilder im Chorraum



Stehen Sie am Hauptportal des roten Backsteinbaus, fällt ihnen die besonders gestaltete kupferne Kirchentür auf. Die schwere Zweiflügel-Holztür ist von außen mit zwei großen kunstvoll verzierten Kupferplatten völlig abgedeckt. Über dem Eingangsportal befindet sich eine Jesus-Plastik aus Kupfer. Mit ausgestreckten Armen lädt Jesus zum Kirchenbesuch ein und segnet. Der Künstler Waldemar Bieniek hat den Eingangsbereich 1972 gestaltet.

Öffnet der Kirchenbesucher die Tür und geht weiter durch den Vorraum in die Kirche, gleitet sein Blick unwillkürlich zum Himmel, auf drei große Fensterbilder im Chorraum. Diese drei Fenster sind der Blickfang der Kirche. Die dargestellten Motive haben eine klare Aussage: Auferstehung Christi, Maria Krönung, Heilig Geist Sendung. Vom Licht ist unsere Kirche erfüllt. Auch bei Regenwetter ist sie außergewöhnlich hell.

Die Besucher bemerken das ungewöhnlich helle Tageslicht in der Kirche sofort. Diese besondere Helligkeit bewirken auch die weißen Wände, das weiße Gewölbe abgesetzt mit rotem Backstein, der hellgraue Sandsteinfußboden und die hellgraue Sandsteinausstattung im Altarbereich. Orgel, Sitzbänke, Türen sind aus hellem Holz. Tanzen die Sonnenstrahlen um die Mittagzeit im Altarraum, werden die blassen Sandsteinaltargesichter belebt, sie nehmen die Farben des angestrahlten Fensterglases an. Auch eine besondere Lichteinwirkung auf das Kreuz bemerken die Besucher. Ein Dreinagelkruzifix ist am Holzkreuz befestigt und reicht so hoch, dass es ins Fensterbild Jesu Auferstehung weit hinein wirkt. Kreuzigung und Auferstehung gehen ineinander über. Jesus Auferstehung erstrahlt wirkungsvoll, das Kreuz kann ihm nichts mehr anhaben.

Einfach nur betrachten, innehalten, Ruhe finden wollen viele Besucher. Der Gast fühlt sich eingeladen zum Verweilen. Einige Kirchenbesucher, egal ob sie Christen sind oder die Kirche als Denkmal betrachten, sind ergriffen von der schlichten Anmut und Höhe des Kirchenraums und sehen himmelwärts. Besucher kommen um zu beten. Polnische Gäste besuchen gern unsere Kirche.

Schwedt befindet sich direkt an der Grenze zu Polen. Die Mitgliederzahl der Gemeinde, welche sich aus Gläubigen in Schwedt und umliegenden Dörfern bis Gartz im Norden und Angermünde 20 Kilometer im Westen zusammensetzt, ist mit den polnischen Gläubigen zusammen mehr als 1600. Der Gottesdienst am Sonntag wird zuweilen genutzt, um deutsche Gläubige kennen zu lernen.

Ein Mal im Monat ist Zusammensein der polnischen Mitglieder im Pfarrhaus – Freunde treffen, Probleme besprechen und Erfahrungen weitergeben. An Veranstaltungen und Reisen nehmen auch polnische Gläubige gern teil, zum Beispiel an der Romfahrt. Polnische Kinder und Jugendliche erleben Gemeinschaft im Religionsunterricht und nehmen an der Erstkommunion und Firmung teil. Die Kirche ist zu diesen feierlichen Anlässen übervoll. Unsere schöne Pfarrkirche und das Pfarrhaus in Schwedt sind Zentrum des Gemeindelebens mit Konrad Richter als gutem Hirten. Herzliche Einladung für Besucher, das Gotteshaus kennen zu lernen.

Anteil Polnischer Katholiken am 30. April 2015

Mariä Himmelfahrt, Hoppenwalde	14,14 %
St. Otto, Pasewalk	52,14 %
St. Maria Magdalena, Prenzlau	39,31 %
Mariä Himmelfahrt, Schwedt	28,93 %
St. Peter und Paul, Eberswalde	18,03 %
Heilig Kreuz, Frankfurt/Oder	30,68 %

Christina Bustorf

AUS DEM SCHMETTERLING WIRD EINE EIDECHSE

WIE KESS-ERZIEHEN-KURSE INTERNATIONAL FUNKTIONIEREN

Wie international die KESS-erziehen-Kurse der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung (AkF) funktionieren, zeigte der Besuch von Rabab Kawas und Lamis Ghareb in Berlin. Für zwei Wochen boten sie in der Außenstelle der Caritas Erziehungs- und Familienberatung in Wedding arabischen Frauen in der deutschen Hauptstadt KESS-Kurse in ihrer Muttersprache an. Rabab und Lamis arbeiten in Bethlehem im Caritas Baby Hospital, wo seit 2013 ebenfalls KESS-Kurse laufen.

Sie sind das erste Mal in Berlin und ihr Terminkalender ist eng getaktet. Schließlich sind sie hier, um KESS und seine Botschaft in die arabische Community zu tragen – und um diese »beeindruckende, schöne, wirklich große Stadt« kennenzulernen. Es ist ein sommerlich warmer Donnerstagvormittag, Rabab Kawas und Lamis Ghareb haben soeben ihre zweite Kurseinheit mit vier arabischen Frauen im Gemeindesaal der Weddinger St. Joseph-Pfarrei beendet. Die Gemeinde hat ihren Saal der Caritas-Erziehungs- und Familienberatung für die Kurse zur Verfügung gestellt. Nun zieht es sie erstmal in die Sonne, um sich aufzuwärmen. »Berliner 30 Grad sind anders als 30 Grad in Bethlehem«, erklärt Lamis mit einem Lächeln und zieht sich fröstelnd ihr blaues Tuch über die Schultern.

Vor zwei Jahren haben Lamis und Rabab die KESS-Kurse in ihrer Heimat kennengelernt. Ihr Arbeitgeber, das Caritas Baby Hospital, war auf der Suche nach Erziehungskursen, die in das schwierige Umfeld des Krankenhauses passen. Die politischen Spannungen durch den Israelisch-Palästinischen Konflikt, die unterschiedlichen Religionen und Kulturen bedeuten für die Menschen große Herausforderungen, gehen auch an den Familien nicht spurlos vorüber. Über einen bereits bestehenden Kontakt zur deutschen AkF entschied sich die Krankenhausleitung schließlich für das KESS-Konzept. Und so begann im Juni 2013 der erste KESS-erziehen-Kurs in Bethlehem, an dem zunächst zehn Mitarbeiter teilnahmen. Geleitet haben den Kurs die Berlinerinnen Simone Marienfeld und ein Freiburger Kollege.

Simone Marienfeld, die auch in der Berliner Caritas Erziehungs- und Familienberatung mitarbeitet, ist noch immer beeindruckt, wie das deutsche Kurs-Konzept auch in Bethlehem funktioniert: »Für mich war es ein Wunder, wie das aufgegangen ist.« Viel verändert haben die palästinensischen Kollegen nicht. In einem Rollenspiel wurde höchstens mal aus dem Schmetterling eine Eidechse – schlicht-

weg, weil es in Bethlehem kaum Schmetterlinge gibt. Grundsätzlich seien die sozialen Bedürfnisse von Kindern überall auf der Welt die gleichen, sagt Simone Marienfeld. Seit vielen Jahren ist die Beraterin in der Familienarbeit tätig, arbeitet als KESS-Ausbilderin und vermittelt Berliner Eltern das »KESS-Prinzip«: sich in das Kind hineinversetzen, daraus dessen Verhalten verstehen und entsprechend selbst handeln.

Rababs Erfahrungen mit den Eltern unterscheiden sich kaum von denen der Berlinerin: Als erstes würden die Teilnehmerinnen immer Lösungen fordern. Dann antwortet Rabab ihnen: »Wir werden euch keine Lösungen geben. Wir wollen euch helfen, das Verhalten eurer Kinder zu hinterfragen. Dann geben wir euch Ideen, aber den Weg, wie ihr handelt, müsst ihr selber finden.« Rollenspiele würden dabei ungemein helfen.

»Die Eltern sollen mit ihren Kindern leben und nicht für sie«, sei auch so eine wichtige Aussage des Kurses, betont Lamis. Gerade in der arabischen Tradition solle aber die Mutter alles für die Kinder, das Zuhause und den Ehemann geben. »Ich erlebe in jedem Kurs, wie Teilnehmerinnen mir sagen: ›Ich mag diese Aussage und verstehe jetzt auch die Bedeutung.««

Mittlerweile bieten die beiden Frauen und weitere Kollegen die KESS-Kurse nicht nur im Caritas Baby Hospital an, sondern gehen auch an Schulen, ins SOS-Kinderdorf und sogar zu den Beduinen. Noch seien es vor allem Frauen, die daran teilnehmen. Doch künftig sollen es auch mehr Väter werden. Erste Erfahrungen hätten gezeigt, wie wichtig das sei, weil dann beide Elternteile vom gleichen Ansatz her denken und handeln.

Innerhalb der Familie stark zu sein und zusammenzuhalten ist einer Gegend wie dem Westjordanland wichtig



Kess-Kurs
Arabisch

und bedeutet im besonderen Maße eine Herausforderung. Wirtschaftliche Engpässe, die politischen Spannungen und die tagtäglichen Einschränkungen vor allem für palästinensische Christen sind enorm. »Das beeinflusst das Sozialverhalten und die Kommunikation in der Familie, weil jeder gestresst und angespannt ist. Das ist auch Stress für die Kinder«, erklärt die Sozialarbeiterin Rabab. »Die Eltern fühlen sich schuldig, weil sie den Stress auf die Kinder übertragen und wollen bei uns Antworten finden, wie sie trotz der schwierigen Umstände in der richtigen Art und Weise handeln.«

Die Palästinenser beschreibt Rabab als „sehr starke Leute, die sich der Situation anpassen“, ohne diese zu akzeptieren. »Wir müssen unser Leben weiterleben, aber wir sind trotzdem mit der Situation nicht einverstanden!« Mit »der Situation« meint die Sozialarbeiterin beispielsweise, dass in vielen Familien Väter bereits um 4 Uhr morgens sich auf den Weg machen müssen, um durch den Checkpoint ins eigentlich nur 20 Minuten entfernte Jerusalem pünktlich um acht zur Arbeit zu gelangen. Überhaupt eine Erlaubnis dafür zu bekommen, ist mit hohen Anforderungen verbunden. »Wir leben in einem großen Gefängnis«, sagt Rabab. Und Lamis, die in der Krankenschwestern-Ausbildung arbeitet, ergänzt: »In allen Bereichen unseres Lebens spielt die Mauer eine Rolle. Wir sehen sie jeden Tag, wenn wir zum Caritas Baby Hospital gehen. Nach Ramallah würden wir ohne Mauer in 30 Minuten kommen, jetzt müssen wir einen gefährlichen und langen Weg über einen Berg nutzen. Für Viele ist es schwierig, ins eigene Haus zu gelangen, weil die Mauer dort entlang läuft.«

Von ihrem Engagement für die Familien kann die Mauer Rabab und Lamis jedoch nicht abhalten. Selbst den hürdenreichen Weg nach Berlin haben sie nun auf sich genommen, um Landsleuten in einem fremden Land in der Kindererziehung zur Seite zu stehen. So unsicher damals Simone Marienfeld das erste Mal nach Bethlehem gereist ist, so unsicher sind dieses Mal die beiden palästinensi-

schen Frauen nach Berlin gekommen. »Wir wussten nicht, ob wir die Araber hier mit unseren üblichen Erklärungen erreichen. Wir sind mit der Einstellung hergekommen: Wir erwarten Unerwartetes und tun unser Bestes«, so Lamis.

Oüafa ist begeistert von dem KESS-Kurs im Berliner Wedding: »So etwas braucht jede Mutter!« Vor zwei Jahren ist die dreifache

Mutter aus Syrien nach Berlin gekommen. Es helfe ungemein, dass der Kurs auf arabisch angeboten werde, sagt sie. Außerdem könne sie sich vorstellen, sobald ihre Deutsch-Kenntnisse besser seien, sich selbst als KESS-Kursleiterin ausbilden zu lassen. Und das Fazit von Lamis Ghareb: »Es ist im Prinzip das Gleiche wie in Bethlehem und trotzdem sind die Erfahrungen hier einzigartig.«



Kess -erziehen. Der Kurs für Mütter und Väter

Elternsein ist schön – und manchmal ganz schön anstrengend. Wie kann das gehen: Kinder erziehen, ohne sich ständig in Auseinandersetzungen und Machtkämpfe zu verhaseln? Gelassen gar und so, dass unsere Kinder eigenständig, verantwortungsvoll und lebensfroh werden?

Im Elternkurs **Kess-erziehen** geht es nicht um Patentrezepte, die immer und überall gültig sind, sondern um eine respektvolle Haltung und einen konsequenten Umgang miteinander. Die Eltern lernen zum Beispiel, weshalb Kinder bestimmte Verhaltensweisen zeigen und wie sie darauf reagieren können. Der Kurs geht dabei von positiven Ansätzen aus und will den Blick auf die Stärken der Eltern und Kinder lenken.

Kess-erziehen – Kurse für Eltern im Erzbistum Berlin finden Sie auf der Homepage unseres Erzbistums unter www.erzbistumberlin.de/kess

Ein neuer Ausbildungskurs für **Kess-erziehen** Kursleiter/innen startet im September in Berlin.

Weitere Informationen auch dazu auf unserer Homepage oder bei Ute Eberl, Familienseelsorge, Tel. 030-2684531

VERTIEFENDE FORTBILDUNGEN 2015

IM RAHMEN DER PRÄVENTION VON SEXUALISierter GEWALT IM ERZBISTUM BERLIN

.....
Sexuelle Übergriffe unter Jugendlichen – richtig einschätzen und fachlich reagieren

17. September 2015,
9.00–16.00 Uhr

.....
Cybermobbing, Sexting und Co – Digitaler Kinderschutz eine (un-)lösbare Herausforderung?

05./06. Oktober 2015,
jeweils 9.00–16.00 Uhr

.....
Nähe und Distanz – Wie gelingt ein achtsamer Umgang mit Mädchen und Jungen?

15. Oktober 2015,
9.00–16.00 Uhr

.....
Gesprächsführung mit Kindern – wie das Recht auf Hilfe eingelöst werden kann

03. November 2015,
9.00–16.00 Uhr

.....
Pädagogische Prävention – Eine Erziehungshaltung, die Kinder vor sexualisierter Gewalt schützt

11./12. November 2015,
jeweils 9.00–16.00 Uhr

Veranstaltungsort ist jeweils das
Beratungs- und Bildungszentrum in der
Ahornallee 33,
14050 Berlin

Weitere Infos & Anmeldung unter
www.erzbistumberlin.de/bildung/fortbildungen/

präventi  n
im erzbistum berlin

LEBENDIGE KIRCHE IN NEUEN STRUKTUREN

HERAUSFORDERUNGEN UND CHANCEN



Heribert Hallermann u. a. (Hg.)

**Lebendige Kirche
in neuen Strukturen
Herausforderungen
und Chancen**

Echter Verlag 2015

Im Buchrücken heißt es »Das Kirchenrecht will bewusst die Herausforderungen und Chancen aufgreifen, die mit den neuen pastoralen Strukturen verbunden sind.«

Die Inhalte sind in drei Abschnitte zu differenzieren:

1. die Rolle der Laien
2. die Rolle der Pfarrei
3. kirchenrechtliche Einzelfragen

Es gibt einen Teil des Buches, der sehr auf die kirchenrechtliche Differenzierung und deren Hintergründe setzt, dabei muss man Freude am Kirchenrecht haben.

Die beiden anderen Teile haben die Veränderungsprozesse der verschiedenen Bistümer Deutschlands im Blick. Sie ziehen Verknüpfungen zwischen dem Apostolat der Laien und den Aussagen des Kirchenrechts und zwischen dem Kirchenrecht und der Pfarreienstruktur.

Betont wird der Priestermangel als Hintergrund der Veränderungsprozesse, dies ist mir zu kurz gesprungen, wird aber an anderer Stelle geweitet auf Demographie und den Rückgang kirchlicher Bindung hin. Einen guten Einblick erhält man in die Rolle von Laien und Priestern und die notwendige Veränderung ihres Aufeinanderbezogeneins.

Bzgl. der größeren Räume erhält man einen knappen Einblick in verschiedene Wege deutscher Bistümer, aber ebenso von Wegen anderer Länder. Gerade hier wird kirchenrechtlich die Rolle der Pfarrei in diesem Prozess herausgestellt.

Interessant ist, dass der Berliner Weg dargestellt und kritisch begutachtet wird.

Das Buch ist eine Verbindung von kirchenrechtlichen und pastoraltheologischen Ansätzen, kritische Würdigung der Veränderungsprozesse und Verkürzung auf die Strukturreformen, sowie pastoraler Ausblick auf einen notwendigen Verwandlungsprozess, der betont, den Blick zu weiten auf Gott, den anderen und die Gemeinschaft hin.

Markus Papenfuß

Stellv. Leiter der Stabsstelle »Wo Glauben Raum gewinnt«



Caritas-Termine im September

Vortragsreihe

Vorsorge im Alter

Ort: „Haus der Caritas“

Tübinger Straße 5, 10715 Berlin
(Nähe U-Bhf. Bundesplatz)

Montag, 07. September 2015, 15 Uhr im h. Bistro

- **Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung**

Fragen Sie sich manchmal, ob alle Ihre Angelegenheiten geregelt sind, falls mal was passiert?

Montag, 14. September 2015, 15 Uhr im h. Bistro

- **Ambulante und stationäre Pflege im Alter**

Wollen Sie mehr darüber wissen, was zu tun ist, wenn Sie oder einer Ihrer Lieben zum Pflegefall wird?

Montag, 21. September 2015, 15 Uhr im h. Bistro

- **Patientenverfügung und Begräbnisvorsorge**

Sind Sie unsicher, ob alle Ihre Papiere beisammen und richtig geordnet sind?

Montag, 28. September 2015, 15 Uhr im h. Bistro

- **Erbrecht und Errichtung eines Testaments**

Haben Sie möglicherweise nicht genug Informationen, um alle rechtlichen Dinge zu bedenken?



Experten aus den jeweiligen Fachgebieten beantworten kompetent Ihre Fragen.

Moderation: Jutta Windeck

Die Veranstaltung ist **kostenfrei**.

Um Anmeldung wird gebeten.

Tel. 030/ 6 66 33 - 11 44 oder - 11 45

j.windeck@caritas-berlin.de



Caritasverband für das Erzbistum Berlin e. V.

Residenzstraße 90, 13409 Berlin



Caritas-Termine im November

Vortragsreihe

Vorsorge im Alter

Ort: „Caritasverband“

Residenzstraße 90 (Eingang Reginhardstr.), 13409 Berlin
(Nähe U-Bhf. Osloer Str.)

Montag, 02. November 2015, 15 Uhr im Raum 015

- **Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung**

Fragen Sie sich manchmal, ob alle Ihre Angelegenheiten geregelt sind, falls mal was passiert?

Montag, 09. November 2015, 15 Uhr im Raum 015

- **Ambulante und stationäre Pflege im Alter**

Wollen Sie mehr darüber wissen, was zu tun ist, wenn Sie oder einer Ihrer Lieben zum Pflegefall wird?

Montag, 16. November 2015, 15 Uhr im Raum 015

- **Patientenverfügung und Begräbnisvorsorge**

Sind Sie unsicher, ob alle Ihre Papiere beisammen und richtig geordnet sind?

Montag, 23. November 2015, 15 Uhr im Raum 015

- **Erbrecht und Errichtung eines Testaments**

Haben Sie möglicherweise nicht genug Informationen, um alle rechtlichen Dinge zu bedenken?



Experten aus den jeweiligen Fachgebieten beantworten kompetent Ihre Fragen.

Moderation: Jutta Windeck

Die Veranstaltung ist **kostenfrei**.

Um Anmeldung wird gebeten.

Tel. 030/ 6 66 33 - 11 44 oder - 11 45

j.windeck@caritas-berlin.de

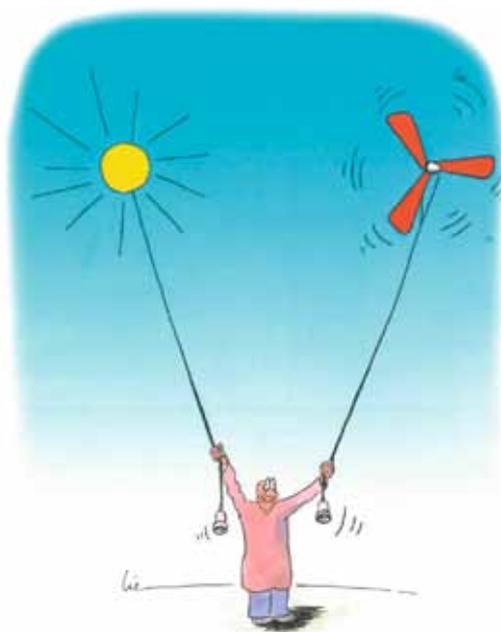


Caritasverband für das Erzbistum Berlin e. V.

Residenzstraße 90, 13409 Berlin

EINLADUNG ZUR 5. INFORMATIONSTAGUNG

ENERGIEEINSPARUNG IN KIRCHENGEMEINDEN



Zum 5. Mal laden die Abteilung Bau- und Gebäudemanagement des Erzbischöflichen Ordinariats und der Sachausschuss »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Berlin zum Thema »Energieeinsparung« ein:

**Freitag, dem 30. Oktober 2015,
von 16.00 bis 20.00 Uhr
in das Gemeindezentrum St. Ansgar
der Pfarrgemeinde St. Laurentius
Berlin Tiergarten
Klopstockstraße 31
10557 Berlin**

SCHWERPUNKTE DER VERANSTALTUNG

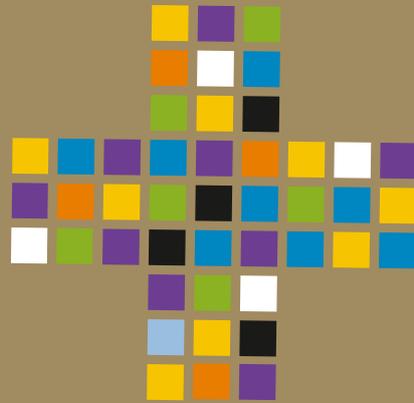
- **Klimaneutrale Energie für Kirchengemeinden**
Referent: P. Christoph Gerhard OSB,
Verwalter der Abtei Münsterschwarzach
- **Information über aktuelle gesetzliche Regelungen:
Trinkwasserkontrolle, Heizkostenabrechnung, Energiepass u. a.**
Referent: Dipl.-Ing. Andreas Heinrichs,
Geschäftsführer AZIMUT GmbH
- **Ökofaire Beschaffung in Kirchengemeinden**
Referentin: Katharina Brumbauer,
Leiterin der Abteilung Allgemeine Dienste
im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin
- **Nachhaltiges Bauen**
Referent: Dipl.-Ing. Merten Welsch,
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung
- **Auswertung der Bemühungen um den Klimaschutz im Erzbistum Berlin**
Referenten: Dipl.-Ing. Petra Metzger,
Ingenieurbüro für Haustechnik Schulendorf und
Dipl.-Ing. Andreas Heinrichs,
Geschäftsführer AZIMUT GmbH

Ein kleiner Imbiss steht im Anschluss für Sie bereit.

Interessenten melden sich bitte bis zum 30. September 2015
per e-mail: diözesanrat@erzbistumberlin.de
oder Fax (030) 32684-203 an.

Alexanderplatz

Berliner Fest der Kirchen



Samstag
12. September
2015

12:00 Internationales Street Food
14:00 Bühnenprogramm & Aktionen
18:00 Ökumenischer Gottesdienst
20:00 Golden Gospel Pearls in Concert



www.fest-der-kirchen.de